

# ELVIS LEBT!

J. R. RAIN



DER FALL  
DES  
VERSCHWUNDENEN  
STARLETS

[Bucheinband.de](http://Bucheinband.de)

J. R. Rain

ELVIS LEBT!

*Die Bühne war halbkreisförmig angeordnet. Überall waren Kratzer und Flecken zu sehen, die von Verstärkern und Lautsprechern stammten, die man jahrelang darüber geschoben hatte, von Stiefelabsätzen, die den Boden zerkratzen und von Bierflaschen, die man darauf zertrümmert hatte.*

*Vor mir stand ein einzelner Mikrofonständer, der in dem einzigen Spotlight leuchtete. Langsam ging ich auf ihn zu.*

*Ich schnipste mit den Fingern vor dem Mikrofon, eine alte Angewohnheit. Der Sound war gut. Ich schaute hinüber zu der jungen Pianistin. Ihr Blick war über die Schulter auf mich gerichtet in Erwartung eines Zeichens, dass es endlich losgehen konnte.*

*Als die Musik einsetzte, ich das Mikrofon ergriff und über die leeren Tische und Nischen schaute, mich auf das einzige ermutigende Gesicht konzentrierte, das mir von hinter der Bar her zulächelte, während die ersten Worte des Songs mir glatt und leicht über die Lippen rollten und sich meine Hüften instinktiv zur Musik bewegten, passierte etwas Wunderbares:*

*Ich fühlte mich endlich zu Hause angekommen – und es war so, als ob ich nie weggegangen wäre.*

J.R.Rain

# ELVIS LEBT!

Der Fall  
des verschwundenen Starlets



Bucheinband.de  
Ines Neumann  
2013

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem  
Titel »Elvis Has *Not* Left the Building«

1. Auflage 2013

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe by

J. R. Rain 2010

Copyright © der deutschen Ausgabe by

Bucheinband.de, Ines Neumann 2013

Übersetzung aus dem Amerikanischen:

Gunter Olschowsky,

Angelika Timme

Umschlagentwurf: Ines Neumann

Gesamtherstellung: Bucheinband.de

ISBN der Taschenbuchausgabe: 978-3-938293-33-1

ISBN der eBook-Ausgabe: 978-3-938293-34-8

Printed in Germany

2013

[www.elvislebt.com.de](http://www.elvislebt.com.de)

## DER ALBTRAUM

»Wie heißen Sie?«

»Elvis Presley.«

Der Traum ist immer derselbe. Ich bin im Gefängnis. Nein, ich bin in einem Verhörraum und werde wegen eines angeblichen Verbrechens vernommen. Wegen eines Mordes. Wegen meines *eigenen* Mordes.

Irgendwie gelingt es mir, durch die Spiegelwand zu schauen. Hinter dem Glas versteckt beobachten mich nicht nur die Polizeibeamten der Mordkommission, sondern auch alle Personen, die ich gekannt habe, einschließlich meiner Ex-Frau, meiner Tochter, meiner Mutter, ja sogar meines totgeborenen Zwillingbruders Jessie, der – jetzt als Erwachsener – eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit meinem Aussehen in meiner Glanzzeit hat. Natürlich sind auch die Medien vor Ort. Die Medien fehlen nie. Jeder Reporter des Landes steht da und sieht mich an, während er fieberhaft aufschreibt, was die Mutter aller Klatschzeitungs-Stories werden sollte.

Ich fühle mich scheußlich, mir ist kotzübel. Die Welt um mich herum stürzt zusammen. Die Polizisten, die mich verhören, lächeln boshaft und richten eine grell leuchtende Tischlampe in mein Gesicht. Zigarettenrauch verpestet die Luft und hängt im Raum wie ein aufgewühlter grauer Vorhang. Er dringt in meine Nase und sticht mir in den Augen. Einer der Vernehmungsbeamten bläst mir noch mehr von dem Zeug direkt ins Gesicht.

»Wie ist Ihr richtiger Name?«, fragt er mich.

»Elvis Presley.«

»Unsinn.« Mehr Rauch, mehr Lampen, mehr Licht. »Wie lautet Ihr vollständiger Name, verdammt noch mal.«

»Elvis Aaron Presley.«

»Der ist tot«, schreit mich der Beamte an.

»Nein«, sage ich vorsichtig. »*Bin ich nicht.*«

Hinter dem Spiegel, der eher einem Fenster ähnelt, fängt jemand plötzlich an zu weinen. Es ist meine Tochter. Sie hat ihr Gesicht an die Schulter ihrer Mutter gelegt. Eigentlich darf ich nicht durch den Spiegel schauen können und sehen, was sich dahinter abspielt, aber ich kann es. Ich kann es immer sehen. In meinen Träumen habe ich offenbar den Röntgenblick.

Ich starre immer noch auf meine weinende Tochter, als mich eine Hand mit Gewalt herumreißt und mich zwingt, in ein gleißendes Licht zu blicken. Ich kann die vor mir stehende Silhouette nicht erkennen.

»Du hast ihn umgebracht«, sagt die Stimme. Sie klingt so, als wäre es meine eigene.

»Nein, habe ich nicht«, sage ich. »Es war ein Schwindel.«

»Ein Schwindel?« Die Stimme wird wütend. Sie klingt jetzt wie eine Vielzahl von Stimmen: Ein Stimmenkonzert, welches sich aus den Mündern meiner unzähligen Fans entlädt. Ein Multiventil für all jene, die ich im Stich gelassen, verletzt oder enttäuscht habe.

»Ich musste weg«, brabble ich ziemlich zusammenhangslos. »Ich musste einen Neuanfang machen. Alles... alles war so verrückt.«

Das Weinen wird lauter. Ich drehe den Kopf um. Es ist immer noch meine Tochter. Immer meine Tochter. Sie weint bei jedem bisschen. Das macht mich krank. Sie schaut mich nicht einmal an und es bricht mir jedes Mal das Herz – mehr, als ihr glaubt.

»Schau' hin, was du ihr angetan hast«, sagt die Stimme. Und jetzt bin ich mir sicher, es ist meine Stimme.

»Es tut mir leid«, sage ich.

»Sage es ihr.«

Ich schaue rüber zu meinem Baby. Mein Mund ist offen und will sprechen, aber es kommt kein Wort hervor. Jemand schlägt mir hart ins Gesicht. Ich wanke und falle beinahe vom Stuhl. Ich stelle fest, dass meine Hände hinter dem Rücken zusammengebunden sind, so als ob man mich gekidnappt hätte.

»Wer bist du?«, schreit die Stimme.

»Elvis...«

»Unsinn.«

»Wer bist du?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls nicht mehr...«

»Wer bist du?«

An dieser Stelle wache ich stets auf. Tränen strömen meine Wangen hinab. Wie immer bin ich ganz allein in meinem Apartment in Los Angeles, ein Stück die Straße hinunter in der Nähe der Studios, wo ich einst viele meine frühen Filme gedreht habe. Häufig liege ich dann schweißgebadet mit meiner Bettdecke auf dem Boden. In meinem Kopf pocht es, es ist mein üblicher Kater. Gewöhnlich schlafe ich danach nicht wieder ein. Ich will den Traum nicht noch einmal durchleben. Und ich will die Schmerzen meiner Tochter nicht sehen müssen.

\* \* \*

An diesem Morgen war es nicht anders. Ich wachte erschrocken auf, saß kerzengerade im Bett und war für einen Moment orientierungslos. Meine Bettdecke lag wieder

auf dem Boden, so als ob ich im Schlaf mit einem Monster gerungen hätte. In meinem Kopf hörte ich immer noch die Anschuldigungen der Stimme, aber jetzt gehörte sie zu meinem Zwillingsbruder, der bei der Geburt gestorben war. Ich hörte seine Stimme jetzt ganz deutlich und es war unheimlich, wie sie aus den Tiefen meines Unterbewusstseins hervordrang und wieder hinab durch die Zeiträume verschwand. Als die Stimme sprach, klang sie sehr auffallend nach meiner eigenen.

»Heute ist unser Geburtstag, Elvis. Aber natürlich, da ich ja tot geboren wurde, ist heute auch mein *Todestag*. Ist das nicht paradox?«

Ja, dachte ich, *paradox*.

Ich ließ mich aufs Bett zurückfallen, schloss die Augen und fuhr mit meinen Fingern durch mein dichtes Haar. Morgen werde ich meinen Seelenklempner aufsuchen.

Gott sei Dank.

## 1. KAPITEL

*Das wird weh tun.*

Mein Apartment war leer. Ich stand im Badezimmer, nur in Boxershorts und sonst nichts. Ich war im Begriff, mich zum Affen zu machen. Ich war froh, dass hier weiter niemand war, der das miterleben würde.

Verdammt, ich schämte mich beinahe für mich selbst.

Während eins meiner Lieder im Hintergrund spielte, begann ich mit den Hüften zu kreisen. Nur ein bisschen. Nicht zu wild. Nicht so, wie ich es gewohnt war. Und schon fühlte ich, wie sich ein schmerzhaftes Prickeln in meinem Rücken ausbreitete.

*Ja, das wird weh tun.*

Aber ich wollte es tun. Ich musste es tun. Dieses Jucken spürte ich schon seit geraumer Zeit.

Und was für ein Jucken!

Ich erhöhte leicht mein Tempo. Ich fühlte mich plump, schwerfällig und es fiel mir schwer, im Takt zu bleiben. Ein- oder zweimal stolperte ich, als meine nackten Füße auf den kalten Linoleumboden gerieten. Dann traf eine meiner schwingenden Hüften den Knauf der Badtür, die daraufhin mit voller Wucht gegen die Wand im Badezimmer prallte. Mir war, als hätte ich einen Bruch in der Gipskartonwand wahrgenommen.

Aber ich ließ mich davon nicht aufhalten, von diesem verrückten Vorhaben. Meine Schwerfälligkeit zeigte Erbarmen und ließ schnell nach. Völlig verblüffend und auf wunderbare Weise kehrten Bruchstücke meines alten Ichs wieder in mein Bewusstsein zurück. Im Nu kam ich ins Schwitzen.

Mein Bauch, rund und prall, zog an meinem Kreuz. Die Anstrengung wurde fast unerträglich.

*Gott, ich musste unbedingt Gewicht loswerden.* Es ist so leicht sich gehenzulassen, wenn einem alles egal ist. Aber seit Kurzem ist es mir nicht mehr egal. Langsam aber sicher hatte ich begonnen, meine Ernährung umzustellen. Ein Salat hier, eine Banane dort. Schweren Herzens wechselte ich bei Starbucks von *Venti Mochas zu Grande Mochas.*

Ich versuchte noch einen weiteren Schwung. Einen patentierten Hüftschwung. Einen, der die Frauen der Welt verrückt gemacht hatte...

Ich schwang mein Bein und meine Hüfte nach außen und schrie vor Schmerz auf. Ich taumelte keuchend zum Waschbecken. Irgendetwas zog an mir. Ich stand über das Waschbecken gebeugt, keuchend, schwitzend und starrte mich im Spiegel an. Graues Haar. Gesicht Sonderanfertigung. Falten.

»Gott, diese Falten...«

*Es ist die Hölle, alt zu werden.*

Ich vernahm ein Klopfen an der Haustür. Ich holte tief Luft und versuchte aufrecht zu stehen. Auf Knien, die bereits steif wurden. Leicht humpelnd und mit den Handknöcheln mein Kreuz massierend schaffte ich es zur Wohnungstür. Ich schielte durch den Spion. Es war meine achtzigjährige Nachbarin unter mir, Mrs. Haynesworth. Ich öffnete die Tür.

»Entschuldigen Sie den Krach, Mrs. Haynesworth.«

»Nun, meine Enkelin schläft. Und dieser ganze Krach über uns.« Sie schielte mich an und glotzte dabei durch ihre bemerkenswert dicken Brillengläser. Manchmal glaubte ich, sie kannte meine supergeheime Identität. Andererseits, bei diesem Sehvermögen: Damit tat ich die Sache immer ab. »Was machen Sie denn überhaupt da drinnen?«

»Ich übe meine Tanzbewegungen.«

»Tanzbewegungen? Mr. King, dafür sind Sie wohl viel zu alt. Sie könnten sich weh tun.«

Ich lächelte. »Ich werde etwas leiser machen, Mrs. Haynesworth. Einen schönen Tag noch.«

Sie starrte mich noch an, während ich die Tür zumachte. Ich humpelte zurück in die Küche und schluckte eine Vicodin oder zwei.

Oder drei.

## 2. KAPITEL

Es klingelte an der Tür.  
Ich saß in meinem gemütlichen extrabreiten Sessel, den ich bei Craigliste.com umsonst bekommen hatte, und sah fern mit einer Glotze, die ich kürzlich an der Straße gefunden hatte – um mich herum Tische, Lampen und Kunstgegenstände, die ich günstig bei Haushaltsauflösungen erstanden hatte.

Oh, wie tief die Großen fallen können.

Es war mitten an einem sonnigen Wintertag und ich sah mir Oprah an, klar. Was hätte ich sonst tun sollen? Ich mochte Oprah. Ich stellte mir vor, dass sie und ich prima miteinander zurechtgekommen wären. Wie auch immer, sie gab zum Geburtstag des Kings einen Sonderbeitrag.

Dies war *mein* Geburtstag.

Neben ihr saßen zwei Frauen: Elvis Presleys Ex-Frau und seine Tochter. Beide strahlten und sahen einfach atemberaubend schön aus, besonders seine Tochter. *Meine* Tochter. Und natürlich sah meine Tochter gleichzeitig so traurig und verloren aus, dass es zum Herzerweichen war. Immer traurig. Immer verloren. Immer zum Herzzerreißten.

Verdammt.

Wieder klingelte es an der Tür.

Ich ignorierte das Klingeln und sah weiter fasziniert *Oprahs Spezial* über den King zu. Als die Show endlich vorbei war und als ich mehr als genug Werbung für Produkte weiblicher Hygiene gesehen hatte, blieb ich als totales emotionales Wrack zurück. Scheiße, selbst der Kragen meines Poloshirts war nass von meinen Tränen. Komischerweise

taten mir auch die Fingerknöchel weh – und nicht nur von meiner Arthritis. Es schien, als hätte ich während der Show die Armlehnen meines erst kürzlich erstandenen Sessels immer wieder verzweifelt umklammert. Ich hatte sogar den Saum ein bisschen zerrissen. Verdammt.

Aber dann war ich mir doch nicht sicher, ob der Schaden nicht schon vorhanden gewesen war: Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul.

Oprah winkte ein *Tschüss* in die Kamera und ich sah, wie meine Tochter auf ihre Unterlippe biss, um anscheinend ein Schluchzen zu unterdrücken.

Verdammt.

Als dann die Werbung begann, hievte ich mich aus meinem tiefen Sessel hoch, wobei ich mein rechtes Knie überanstrengte. Die Sperrmüll-Glotze hatte keine Fernbedienung, deshalb musste ich sie auf die altmodische Art und Weise ausschalten. Während ich das tat, sah ich hoch oben auf dem Bücherregal ein Foto desselben Mädchens, das grade neben Oprah gegessen hatte. Allerdings war sie im Foto ein kleines Mädchen und sie saß stolz und aufrecht auf ihrem kleinen Pony, ein breites Grinsen im Gesicht. Ein Mädchen und ihr Pony, das ist etwas Schönes. Sie hatte dieses Pony geliebt und sie hatte mich geliebt. Sie sah so glücklich aus damals, so lebendig und glücklich.

Wie verdammt noch mal konnte ich ihr das Herz brechen?

Das war die Frage.

Sie hatte schon seit einiger Zeit nicht mehr glücklich ausgesehen. Vertraut mir, ich weiß das. Ich studiere jedes Foto, das ich in die Hände kriegen kann, minutenlang, besonders alle Details. War sie gesund? (Ja, schien so.) War sie glücklich (Nein, schon seit Langem nicht mehr, aber wer weiß, ich hatte mich schon mal geirrt). Und heute nun sah sie vollkommen und komplett miserabel aus. Die Traurig-

keit in ihren schönen, großen Augen schien so tief wie ein Brunnen. Draußen startete jemand einen Rasenmäher. Ich seufzte und ging zum großen Wohnzimmerfenster. Dort schob ein kleiner Lateinamerikaner einen Rasenmäher über den Rasenstreifen, der vor meinem Wohnblock verlief. Schweiß lief über seine bräunliche Haut. Der Rasenmäher war fast so groß wie er.

Die Straße rauf konnte ich einen UPS Laster sehen, der in zweiter Reihe parkte. Ein Penner pisste grade an dessen rechten Hinterreifen. Er schaffte es grade noch wegzuhumpeln, bevor ein fitter junger Mann mit haarigen Beinen aus dem nächsten Apartmenthaus trottete, in den Laster sprang und dann davonraste.

Und dann erinnerte ich mich wieder an die Türklingel.

*Ach ja, das verdammte Klingeln.*

Ich verließ das Fenster, vorbei an Kendra der Wunderkatze, die momentan wie ein fellbezogener, gestreifter Ball schlafend mitten auf meinem Lesesessel lag – zweifellos von Mäusen und Spielzeugen träumend und anderen Dingen, die nachts quietschten – und öffnete meine Wohnungstür.

Heller Sonnenschein strömte herein. Blendend heller Sonnenschein. Ich hielt die Hand über meine Augen und blinzelte – und dort, auf der kaum benutzten *Willkommen-*Fußmatte, lag ein dicker Umschlag.

Das Päckchen war adressiert an E. P.

### 3. KAPITEL

Ich setzte mich mit dem Päckchen an den Küchentisch. Meine Nackenhaare sträubten sich, als ob eine Gans über mein Grab gewatschelt wäre.

Oder vielleicht über das Grab meines *Bruders*.

Obwohl das nicht meine Art war, schaute ich über meine Schulter prüfend den schmalen Korridor entlang in Richtung meines Schlafzimmers. Natürlich war ich allein. Dennoch hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden, und ich *hasse* dieses Gefühl.

Ich schaute zurück auf das Päckchen, das an einen gewissen *E. P.* adressiert war. Meine Hände zitterten, mein Herz klopfte wie wild. Mit meinem dicken, leicht abgebrochenen Fingernagel riss ich den wattierten Umschlag auf und entnahm ihm eine durchsichtige Plastikbox, in der sich eine Taschenuhr befand. Auf dem Zifferblatt war deutlich ein tanzender Elvis zu sehen, wie er diese verrückten Dinge tat, wenn er seine Beine in Bewegung brachte. Die Uhr gab sogar die richtige Zeit an. Im Umschlag befand sich außerdem noch ein kleingefalteter Zettel. Ich nahm ihn heraus und faltete ihn mit immer zittrigeren Fingern auseinander.

Es war Briefpapier vom Embassy Suites Hotel hier in Los Angeles. Nur vier Worte standen in kleiner, eleganter, kursiver Schrift quer über die Mitte des Papiers geschrieben:

*Alles Gute zum Geburtstag.*

Ich starrte den Brief eine geraume Zeit an. In Gedanken ging ich alle erdenklichen Namen von Stalkern durch, aber ohne Ergebnis. Schließlich öffnete ich die Plastikschachtel und legte mir die Uhr an – irgendwie gefiel sie mir. Sie

würde sehr gut zu meiner bereits großen Sammlung von Erinnerungsstücken an Elvis passen.

Ja, so ein Langweiler bin ich nun mal.

Meine Deckung war aufgefliegen, so viel stand fest. Von wem, wusste ich nicht, und wie lange noch, bis *Access Hollywood* an meine Tür klopfen, wusste ich auch nicht.

Mir war plötzlich flau im Magen. Ich stieß mich vom Tisch ab und ging hinüber zu meinem Schreibtisch in der äußersten Ecke des Wohnzimmers. Ich fand einen einfachen großen braunen Briefumschlag und schrieb Stalker auf das Etikett-Schildchen. So, jetzt war es also offiziell. Ich hatte jetzt meinen persönlichen Stalker. Ich steckte den Zettel und den wattierten Umschlag hinein und legte ihn in meinem schäbigen Aktenschrank ab, den ich von einem Doktor im Ruhestand geschenkt bekommen hatte.

Im Badezimmer fand ich im Arzneischränkchen eine kleine Flasche mit Schmerzpillen. Vicodin. Meine bevorzugte Tagesdroge. Ich klopfte drei fette Pillen heraus, ließ mir eine Tasse mit Leitungswasser volllaufen und kippte sie einzeln hinunter wie ein Schreikranich, der ein paar Sardinen verschlingt.

In der Küche fand ich im Schrank über der Spüle meine nicht versteckte Flasche Jack Daniels. Ich schraubte den Verschluss auf und nahm einen großen Zug. Ich trank, bis ich mich endlich wieder besser fühlte.

## 4. KAPITEL

Wir waren in einem Starbucks in Silver Lake, einem hügeligen Teil östlich von Hollywood. Wirklich, da gab es sogar einen See. Zugegeben, es handelte sich eher um ein Reservoir, umgeben von einem drei Meter hohen Maschendrahtzaun, der oben mit Stacheldraht abschloss, aber hey, so ist das in L.A.

Ich aß gerade einen altmodischen Schokoladen-Donut für einen Dollar sechzig, der im Geschmack außerordentlich genau wie ein altmodischer sechzig Cent Schokoladen Donut schmeckte. Mir gegenüber saß ein alter Freund und trank, glaube ich, einen Mokka. Ein alter Freund, dem ich voll vertraute. Clark McGuire war Anwalt hier in L.A., spezialisiert auf Verteidigung. Vor fünf Jahren hatte Clark mich engagiert, um zu helfen, einen seiner Klienten vom Mordverdacht zu entlasten. Der Fall fing ganz harmlos an, aber endete dann übel. Sehr übel. Jemand war zu Tode gekommen. Clark und ich waren zur falschen Zeit am falschen Ort, und plötzlich mussten wir eine Leiche loswerden. Und das taten wir dann auch, zusammen, in der Wüste, in einem Grab, das wir zusammen aushoben. Wenn das keine Verbindung schafft. Jetzt teilten wir ein Geheimnis, das wir mit in unsere Gräber nehmen würden, und da wir nun schon Geheimnisse teilten, kam es auf eines mehr auch nicht an, und ich erzählte ihm von einem meiner ganz großen.

Seitdem wusste nun auch Clarke McGuire, Verteidiger, mit seiner perfekten Glatze und seinen zu großen Händen, als einer von nur drei Menschen auf der ganzen Welt, dass Elvis Presley doch noch, und zwar anonym in L.A. lebte – und dabei im geheimen als Privatdetektiv arbeitete.

Außer man zählte den Stalker.

Ohne von seiner Zeitung aufzusehen, sagte Clarke: »Ach ja, Glückwünsche zum Geburtstag.«

»Hast du mich deshalb so großzügig zum Donut eingeladen?«

»Aus diesem Grund und weil du wieder mal total abgebrannt bist.«

»O.K., aber du bist einen Tag zu spät dran, mein Geburtstag war gestern«, sagte ich.

»Ich bin einen Tag zu spät dran und du hast 'nen Dollar zu wenig.«

»Ach weißte«, sagte ich.

Clarke lachte in sich hinein, wendete die Seite um und glättete die Zeitung. Starbucks war fast ganz voll. Wir saßen allein in einer Ecke nahe beim Eingang an dem einzigen rechteckigen Tisch, den es hier gab, und der für Behinderte gedacht war. Ich wusste das daher, weil das Symbol eines kleinen, gelben Rollstuhls auf der hölzernen Oberfläche zu sehen war. Ich war nicht behindert und Clarke auch nicht. Im Grunde genommen war unsere Kaffee-Liebelei ungesetzlich.

»Wir sitzen am Behinderten-Tisch«, erwähnte ich.

»Ich weiß.«

»Keiner von uns ist behindert, außer wir ziehen unsere Glatzen in Betracht«, sagte ich.

»'Ne Glatze zählt nicht als Behinderung.«

»Sollte sie aber.«

Er schüttelte den Kopf, seinen kahlen Kopf, meine ich.

»Ich hab gestern versucht, dich anzurufen, aber dein Telefon war ausgestellt. Wollte dir zum Geburtstag gratulieren«, sagte er.

»Ich hasse meinen Geburtstag.«

»Ich weiß.«

Ich schwieg. Clarke las die L.A. Times oder tat jedenfalls so. Des Öfteren habe ich ihn schon erwischt, wie er mich beobachtete. Clarke war ein guter Freund, mein einziger, aber er war auch besessen von mir. Manchmal wünschte ich, ich hätte ihm nie von meinem Geheimnis erzählt. Überraschenderweise outete er sich als Elvis Fan. Gut für mich.

»Sie war gestern im Fernsehen, bei Oprah«, sagte ich.

Clarke nickte; er wusste, wer mit »sie« gemeint war. »Wie sah sie aus?«

»Sehr hübsch«, sagte ich. »Und sehr traurig, wie immer.«

Ich folgte dem Rollstuhl-Symbol auf dem Tisch mit dem Finger und hörte nebenbei die Bestellungen an der Theke, wobei jeder in der geheimen Starbucks-Sprache orderte, die für Uneingeweihte keinen Sinn machte. Plötzlich wünschte ich mir, mein Getränk würde was Stärkeres enthalten als nur einen oder zwei Espresso.

»Ich würde alles tun, um sie wiederzusehen, Clarke«

»Ich weiß.«

»Nur eine Minute, nur eine Umarmung.«

»Tote Männer umarmen nicht mehr.«

»Vielen Dank, Davy Jones.«

Er gluckste vor Lachen und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Wir verfielen in Schweigen. Starbucks hingegen sprühte nur so vor Coffein. Ein paar Minuten später sagte Clarke, ohne aufzusehen:

»Ich hätte da einen Job für dich, wenn du interessiert bist. Einen Vermisstenfall.«

Arbeit war gut für mich. Hielt mich geistig gesund. Hielt meine Gedanken in Schach und meinen Verstand klar. Mein Leben war sehr einfach durcheinander und außer Kontrolle

zu bringen – wenn ich es zuließ. Harte Arbeit und anderen zu helfen hielten mich geerdet. Außerdem bezahlte es die Rechnungen.

»Erzähl mir mehr«, sagte ich.

»Ne vermisste Frau. Zweiundzwanzig, eine Schauspielerin. Seit drei Tagen verschwunden.«

»Hab ich gar nichts von gehört.«

»Würdest du auch nicht. Die Mutter will es geheim halten, wenn möglich. Im Herbst kommt ein Film mit der Tochter raus und die Mutter will keine schlechte Presse.«

»Wie schön zu wissen, was ihr wichtig ist.«

Clarke zuckte mit den Schultern. »Geht mich nichts an«, sagte er. »Im Idealfall wird das Mädchen gesund wiedergefunden und die Öffentlichkeit muss davon gar nichts wissen.«

»Vielleicht hat die Öffentlichkeit Hinweise auf ihren Aufenthaltsort.«

»Was kann ich schon machen, ich bin nur ihr Anwalt.«

»O.K., was haben die Bullen bisher rausgefunden?«, fragte ich.

»Bisher nichts, deshalb engagiert die Mutter jeden Privatdetektiv, den sie finden kann.«

»Selbst alte?«, fragte ich.

»Selbst alte«, sagte Clarke. »Ich hab ihr erzählt, dass du der Beste im Vermissten-Geschäft bist, dass du sozusagen darauf spezialisiert bist.«

Ich aß die letzten Donut-Krümel. »Manchmal werden sie allerdings nur noch tot gefunden, Clarke«, sagte ich.

»Ich weiß«, sagte er. »Den Teil habe ich weggelassen.«

## 5. KAPITEL

Sie war ein Elvis-Presley-Fan und lag im Sterben. Ich wusste das, weil die *L.A. Times* einen Artikel in der Klatschspalte der Zeitung über sie gebracht hatte. Ich war beim Durchblättern der Zeitung, nachdem Clarke sich verabschiedet hatte. Ein Farbfoto über ein kleines Mädchen mit Elvis-Perücke und Koteletten, voller Glitzersteine und meiner Fliegersonnenbrille kann man einfach nicht übersehen. Jedenfalls ich nicht. Ich hielt inne und fing an, den Artikel zu lesen. Sie war an Leukämie erkrankt und hatte das letzte Stadium erreicht. Um ihre Prognose stand es schlecht. Obwohl es keinen direkten Hinweis gab, hinterließ der Artikel bei mir den Eindruck, als ob sie schon vor Monaten hätte sterben sollen. Auf wundersame Art und Weise blieb sie aber am Leben und führte an Tagen, an denen sie sich besser fühlte, anderen Kindern ihre Elvis-Nummer vor. Offensichtlich war sie darin sehr gut. Am erstaunlichsten war, dass sie ein Pflegekind war, das sein Leben bei verschiedenen Pflegeeltern in ganz Kalifornien zugebracht, aber nie ein richtiges Zuhause gefunden hatte. Sie war erst sieben und mir brach es das Herz.

Aus diesem Grund fand ich mich ein paar Stunden später im Krankenhaus »Der gute Samariter« in Los Angeles mit einem Blumenstrauß in der Hand ein und folgte einem leeren Flur. Ich befand mich im Flügel für Kinderonkologie, in dem Kinder mit Krebserkrankungen behandelt wurden.

Ich näherte mich der Stationsleitung. Die Anmeldung war mit zwei Schwestern besetzt. Eine schaute zu mir auf und lächelte.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich bin hier, um Beth Ann Morgan zu sehen.«

Sie lächelte warmherzig. »Ah, unser kleiner Elvis. Sie hat jede Menge Aufmerksamkeit mit diesem Artikel bekommen. Viele Blumen und Postkarten.« Sie zeigte auf einen benachbarten Raum. Die Tür war offen und im Inneren konnte ich eine Fülle an Blumen und schwebende Luftballons sehen. »Aber noch keiner ist vorbeigekommen, um sie persönlich zu besuchen.«

Ich nickte, war mir aber nicht sicher, was ich sagen sollte. Und so ließ ich mein Herz sprechen. »Die Geschichte hat mich ungemein berührt.«

Die Krankenschwester schaute mich forschend an und nickte. »Ja, uns alle hat sie berührt. Für uns ist die Kleine etwas Besonderes.« Sie schaute ihn wieder forschend an. »Offenbar gehören Sie nicht zur Familie.«

Es blieb unausgesprochen, dass ich nicht Familie sein konnte, da Beth Ann Morgan gar keine Familie besaß. Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Ma'am, aber ich würde sie wirklich gern sehen.«

Sie schaute mich weiter forschend an. »Sie ist sehr krank. Ihr geht es sehr schlecht.«

»Tut mir leid das zu hören, aber ich würde sie dennoch gern sehen wollen.«

Jetzt hatten wir auch die Aufmerksamkeit der anderen Schwester, und jetzt schauten mich beide an. Die zweite Schwester sagte: »Geh und schau nach, ob sie Besuch empfangen möchte. Es kann nicht schaden.«

Die erste Schwester nickte und stand auf. »Aber keine von uns kann die ganze Zeit über bei Ihnen sein.«

»Ich verstehe.«

»Was soll ich sagen, wer Sie sind?«

»Sagen Sie ihr einfach, dass ich auch ein Elvis-Fan bin.«  
Sie grinste. »Sind wir das nicht alle?«

Sie verschwand im Nebenzimmer und kam einen Moment später wieder heraus. »In Ordnung, Beth Ann möchte Sie sehen.«

## 6. KAPITEL

Der Körper auf dem Bett war winzig und ausgezehrt. Beth Ann trug immer noch ihre Elvis-Perücke mit den breiten, langen Koteletten, obwohl die linke momentan schräg in ihrem kleinen Gesicht saß. Sie trug eine Strass-Jacke, die billig aussah, vermutlich in einem Halloween-Laden gekauft. Ihre Piloten-Brille aus Plastik lag auf dem Schwingtischchen neben dem Bett. Als ich den Raum betrat, saß sie im Bett, obwohl ich das Gefühl hatte, dass sie gerade geschlafen hatte. Jetzt lächelte sie mich strahlend an und es gab keinen Hinweis in ihrem Lächeln oder in ihrem lieben Gesicht, dass sie dem Tod nahe war.

Die Krankenschwester saß auf dem Stuhl hinter mir und erlaubte, dass ich mich ihr näherte. Ich blieb am Fußende ihres Bettes stehen. Ihre Füße ließen die dünne Bettdecke mitten im Bett hochstehen. Sie war ein so zartes kleines Mädchen; zweifellos wurde sie jeden Tag schmaler, schwer krank, wie sie war.

»Hallo«, sagte ich.

»Hallo«, sagte sie.

»Wie heißt du«, fragte ich.

»Beth Ann.«

»Das ist ein hübscher Name. Ich heiße Aaron.«

Ihre Augen weiteten sich kurz. Gott, sie sah so lächerlich aus mit ihrer Elvis Perücke und den Koteletten. Lächerlich und doch wieder niedlich. Ich hätte sie gern in den Arm genommen. Mir fiel auf, dass sie unter der Perücke zweifellos kahl war.

»Elvis' zweiter Vorname war Aaron«, sagte sie.

»Echt?«, sage ich. »Du weißt wohl eine Menge über Elvis, was?«

»Ich weiß *alles* über Elvis! Ich liebe ihn!«

»Weißt du denn, wann er geboren wurde?«, fragte ich.

»Am 8. Januar 1935.«

»Und wann starb er?«

»Am 16. August 1977.«

»Toll, du weißt ja wirklich eine Menge über Elvis.«

»Hab ich Ihnen doch gesagt.«

»Stimmt, hast du. Jetzt glaube ich dir.«

»Ich bin eine Expertin.«

»Das merke ich gerade«, sagte ich. »Warum magst du Elvis so sehr?«

Ihr Gesicht leuchtete auf. »Er ist so süß.«

»Süß?«, sagte ich. »Du bist zu jung, um ihn süß zu finden.«

»Nein. Er ist süß, egal, wie alt man selber ist.«

Es war schwer, gegen diese Logik anzukommen.

»Was magst du noch an Elvis?«

»Er war der beste Sänger aller Zeiten. Aber ich mag ihn nicht nur, ich liebe ihn!«

»Entschuldige, mein Fehler.«

»Aber ich liebe ihn auch, weil er mein Freund ist.«

»Dein Freund?«, fragte ich.

»Ich meine, ich weiß, er ist nicht mein wirklicher Freund, aber manchmal, wenn ich seine Fotos oder seine Filme ansehe oder seine Musik höre, dann fühle ich, wie er zu mir spricht oder für mich singt oder mich anschaut – und das macht mich sehr froh, dann fühle ich mich nicht so allein.«

Da bin ich doch fast schwach geworden. Tränen füllten meine Augen, aber ich nahm mich zusammen.

Ich sagte: »Tut mir leid, dass du dich so allein fühlst, Liebes.«

»Das ist schon O.K., ich bin dran gewöhnt.«

Ich sah rüber zur Krankenschwester, die hinter uns saß. Sie hatte – offenbar erschöpft – ihre Augen geschlossen und schien ein Nickerchen zu machen, aber ich zweifelte daran. Sie nahm sich eine extra Pause, stimmt, aber ich war sicher, dass sie uns auch zuhörte, jedes einzelne Wort.

»Wie heißen Sie denn mit Nachnamen, Aaron?«, fragte das kleine Mädchel und setzte sich weiter auf.

»King«, sage ich.

»Im Ernst?«

»Im Ernst«, sagte ich.

»Aber Elvis war bekannt als der King.«

»Ist vielleicht nur ein glücklicher Zufall«, erwiderte ich.

Sie sah mich prüfend an und spitzte leicht ihre Lippen.

»Wie alt sind Sie?«, fragte sie.

»Vierundsiebzig.«

Sie zählte schnell mit ihren Fingern, und als sie fertig war, sah sie total durcheinander aus.

»Elvis wäre jetzt auch vierundsiebzig.«

»Mann, das ist ja vielleicht ein Zufall, stimmt's!«

»Was bedeutet das, *Zufall*, Sie sagen es schon wieder?«

»Es bedeutet, dass das Leben manchmal sehr interessant sein kann.«

Sie zuckte mit ihren Schultern, aber meine Antwort schien ihr zu gefallen und sie lächelte wieder strahlend. Dieses Lächeln brach mir das Herz, weil sie doch eigentlich nichts zu lachen hatte. Nichts außer Elvis.

»Ich hab dir Blumen mitgebracht«, sagte ich.

»Ich mag Blumen!«

Mir fiel auf, dass sie Blumen bloß *mochte*, Elvis aber *liebte*.  
Ich hielt ihr die flache Schachtel hin.

»Das hier ist auch noch für dich.«

»Was ist es?«

»Öffne es und dann siehst du's.«

Im Moment, als ich das sagte, merkte ich, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Sie war nicht mehr kräftig genug, die Schachtel zu öffnen oder auch nur zu halten.

»Aber ich kann dir auch helfen«, sagte ich.

»O.K.«

Und das tat ich dann auch, legte die Schachtel am Fuß ihres Krankenbetts ab und öffnete die rote Schleife. Als ich den Deckel von der Schachtel nahm, beugte sie sich nach vorn und versuchte, in die Schachtel zu sehen. Dann nahm ich eines meiner Original Strass-Jacketts, die ich in den frühen Siebzigern getragen hatte, aus der Schachtel. Beth Ann saß mit offenem Mund da, der immer größer wurde.

»Das ist das Jackett von Elvis«, sagte sie.

»Ja«, sagte ich.

»Ist es echt?«

»Das Original!«

»Oh Gott, oh, mein Gott!«

»Möchtest du es ausprobieren?«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Na ja, es gehört ja jetzt dir. Du kannst damit tun, was immer du möchtest.«

»Ich möchte es tragen!«

»Tut mir leid, das geht nicht«, sagte die Schwester hinter uns. »Sie ist doch an die Infusion angeschlossen.«

Aber nach Bitten von meiner Seite und etwas Betteln von Beth Anns Seite gab die Schwester nach und ein paar Minuten später sowie einigen waghalsigen Manövern hatte das kleine Mädchen das Jackett an und die Infusion saß auch wieder, wo sie hingehörte. Außer dass das Jackett mehr wie ein glitzernder Mantel an ihr aussah, aber ich denke, das machte ihr nichts aus. Für eine Weile kuschelte sie sich tief hinein, ließ ihre zarten Hände darüber wandern und gab die ganze Zeit kleine Wohlfühllaute von sich.

»Das war aber sehr freundlich von Ihnen«, sagte die Schwester.

»Das ist doch das Wenigste, was ich tun kann.«

Sie klopfte mir auf die Schulter, ging um mich herum und setzte sich wieder auf ihren Stuhl. Sie schloss ihre Augen und sagte: »Stimmt nicht, Sie hätten auch viel weniger tun können.«

Ich lächelte, aber das sah sie nicht. Ich sah zurück zu Beth Ann, die immer noch die Ärmel streichelte.

»Und die hat wirklich Elvis getragen?«, fragte sie, und ihre kleinen Laute wurden jetzt endlich zu Worten.

»Ja«, sagte ich.

»Schwören Sie's?«

»Ich schwöre es und – außerdem war es sein Lieblingsjackett.«

»Aber woher wissen Sie...« Beth Ann brachte den Satz nicht zu Ende. Es schien, als wären ihr die Worte im Hals stecken geblieben. Sie sah mich plötzlich so direkt an, dass ihre Elvis-Perücke zu einer Seite rüber rutschte. Sie ignorierte die Perücke, sah mich lange prüfend an und dann, zum zweiten Mal innerhalb von Minuten, öffnete sich ihr Mund weit vor Staunen. Und dieses Mal blieb er offen. Es brauchte die Unschuld eines Kindes, um mich zu durchschauen.

»Elvis?«, fragte sie.

Ich sah mich nach der Schwester um, aber sie schien zu schlafen. Ich drehte mich wieder zu Beth Ann und hob meinen Zeigefinger an meine Lippen.

»Das bleibt unser Geheimnis, O.K.?«

Sie nickte, oder versuchte es. Ihre Augen waren noch ein paar Zentimeter größer geworden und ich meine, sie hätte schon lange, sehr lange nicht mehr geblinzelt.

»Würde es dir gefallen, wenn ich für dich singe?«, fragte ich.

Sie nickte wieder und jetzt füllten Tränen ihre Augen und sie liefen über. Ich nahm mir den nächsten Plastikstuhl und stellte ihn rüber neben ihr Bett, direkt an ihre Seite. Vorsichtig nahm ich ihre kleine Hand in meine und räusperte mich. Und dann sang ich für sie, mit leiser Stimme und nur für sie. Als ich sang, brach meine alte Stimme häufig, besonders, wenn ich in die Augen des kleinen Mädchens sah, dieses vergessenen Mädchens ohne Familie und Zuhause, ohne Eltern und Geschwister. Dieser süße kleine Engel, der seine Zeit damit verbrachte, andere Kinder aufzuheitern, indem sie sich wie Elvis anzog und für sie sang. Ich drückte zart ihre Hand, als ich für sie die Songs sang, die ich seit dreißig Jahren nicht mehr gesungen hatte. Manchmal sang sie mit mir und ihre Stimme war die süßeste Stimme, die ich je in meinem Leben gehört hatte. Aber dann wurde sie schwach, hörte wieder auf zu singen, hielt meine Hände, weinte ein wenig und sah mich nur mit ihren unglaublich großen Augen an.

Und als die Schwester dann meine Schulter berührte und mir sagte, dass Beth Ann jetzt ihre Ruhe brauche, beugte ich mich über sie und küsste sie auf die Stirn.

»Werden Sie wiederkommen?«, fragte sie.

»Jeden Tag«, antwortete ich. Da wusste ich noch nicht,

dass sie keine Zeit mehr hatte. Als ich am nächsten Morgen zurückkam – mit noch mehr Geschenken – einer meiner Original Piloten-Brillen und einer signierten Albumhülle – schüttelte die Schwester vom Vortag, jetzt am Empfang sitzend, traurig ihren Kopf und erzählte mir, das Beth Ann während der Nacht gestorben war.

Ich habe dann später erfahren, dass sie in meinem Jackett begraben wurde und dass viele der Krankenhausangestellten auf ihrer Beerdigung waren. *Ruhe sanft, kleiner Liebling.*

Und seitdem sang jeden Samstagabend ein alter Mann, der erstaunlich wie Elvis Presley klang, Lieder für die Kinder des Krankenhauses ›Der gute Samariter‹ in Los Angeles, Beth Anns Tradition fortsetzend. Ich denke, das war das Wenigste, was ich tun konnte.

## 7. KAPITEL

Kelly war meine hin-und-wieder Freundin. Meistens war sie es mal wieder nicht, da wir sehr ernste Probleme miteinander hatten. Häufig ging es darum, dass sie mir nicht vertraute oder glaubte, ich sei nicht ganz offen zu ihr. Das glaubte sie jedenfalls. Aber jetzt war sie es mal wieder.

»Ich muss ein Geständnis ablegen«, sagte sie.

*Müssen wir das nicht alle*, dachte ich.

Ich wartete. Wir saßen in einem kleinen Restaurant im Echo Park, das früher einmal von den Bullen in Beschlag genommen worden war und *The Brite Spot* hieß – und es war ein ziemlich heller Fleck in einer ansonsten ziemlich trostlosen Gegend am Sunset Boulevard. Wir saßen uns in einer dieser altmodischen Nischen mit tiefgepolsterten Vinylbänken gegenüber. Kelly, die normalerweise ruhig und selbstbewusst war, wurde immer nervöser und erregter. Sie trank frischgepressten Orangensaft und konnte sich nicht entschließen, ob sie das Glas halten oder absetzen sollte. Ich hatte eine Tasse entkoffeinierten Kaffee, die ich problemlos halten konnte. Während ich daran nippte, vernebelte der Dampf Kellys Gesicht zu einem wabernden, unheimlichen Bild einer einst sehr schönen Schauspielerin, die auf kosmetische Operationen verzichtend den edleren Weg des Alterns in aller Würde gewählt hatte. Jetzt, da sie zu alt war, um eine Festanstellung zu bekommen, arbeitete sie hinter den Kulissen und managte junge Talente. In der Filmindustrie hoch geschätzt, kannte ich sie als fairen und ehrlichen

Menschen – ein wahrhafter Lichtblick in diesem manchmal schmutzigen Geschäft.

»Ich habe einen Privatdetektiv angeheuert«, sagte sie plötzlich, die Wörter einzeln heraussprudelnd.

Ich erwiderte nichts, obwohl sich mein Herzschlag in dem Moment verdoppelte, als mir ihre Worte aufgingen. Ich wartete. Ich beobachtete sie über den Rand meiner Kaffeetasse und nutzte diese zugleich wie ein Schild, um mein Gesicht dahinter zu verbergen. Aus unbekanntem Gründen gab es im *The Brite Spot* keinen Alkohol im Ausschank. Ich hasse das.

Kelly nahm einen Schluck von ihrem Orangensaft, oder eher kippte ihn in sich hinein. Sehr undamenhaft. Ich blieb stumm und versteckte mich weiter hinter meiner Tasse, bis ich allmählich meine Gefühle wieder unter Kontrolle bekam.

»Ja, einen Privatdetektiv«, wiederholte sie und vermied dabei, mir in die Augen zu sehen. »Ich weiß, wie geheimnistuerisch du bist und ich wusste, dass es dich verärgern wird, aber das ist mir inzwischen egal, Aaron. Für uns, um voranzukommen – ich meine für unsere Beziehung, damit es wirklich vorwärts geht – brauche ich ein paar Antworten. Und die bekomme ich ja von dir nicht.«

Schließlich stellte ich meine dampfende Tasse ab. Ein Privatdetektiv schnüffelt also in meiner Vergangenheit herum, vielleicht sogar in diesem Augenblick. In einer Vergangenheit, die verborgen bleiben muss. In einer Vergangenheit, die für die Welt gestorben bleiben muss. In meinen Ohren rauschte das Blut.

Unglücklicherweise war Kelly die geborene Klatschtante, die kein noch so klitzekleines Geheimnis für sich behalten konnte. Verdammt noch mal, die Hälfte aller Hollywoodgerüchte hatte sie verbreitet. Aus diesem Grund könnte ich ihr niemals mein eigenes Geheimnis anvertrauen. Das war

einer der Gründe, warum wir meistens das *mal-wieder-nicht* Paar waren.

Als ich aus der Welt verschwand, war mir klar, dass es riskant sein würde, auf Partnersuche zu gehen und eine Freundin zu haben. Geheimnisse würden ausgeplaudert und Fehler gemacht werden. Deshalb hatte ich das mit der Partnersuche meistens gelassen und lebte aus diesem Grund allein. Es ist unmöglich Geheimnisse preiszugeben, wenn man allein lebt.

Das ging natürlich alles den Bach hinunter, als ich Kelly traf. Es war nicht Liebe auf den ersten Blick, zugegeben, aber die Chemie stimmte und die Verbindung war echt. Aber meine Unfähigkeit, ihr mein innerstes Geheimnis anzuvertrauen, fing an unsere Beziehung zu sabotieren. Sie fühlte, dass ich etwas verschwiegen, und das machte sie verrückt.

Es war eine Zwickmühle, klar, aber ich tat mein Bestes, uns da hindurch zu manövrieren. Auch wenn es gelegentlich bedeutete, dass ich flunkern musste. Dann ging es halt nicht anders. Zu viel stand auf dem Spiel.

»Ich sehe, ich habe dich verärgert«, sagte sie. Ihre Finger konnten nicht ruhig bleiben und fassten alles in Reichweite an. Im Augenblick hatte sie es auf eine Gabel abgesehen. Ich fasste behutsam ihre Handgelenke und beruhigte sie. Es war nicht die Zeit deswegen verärgert zu sein oder in Panik zu geraten. Ich musste die Situation *jetzt* entschärfen. Es ist wahr, ich hatte mir sehr viel Mühe gemacht, um meine Vergangenheit zu verbergen, sogar vor den aggressivsten Ermittlungsbeamten; dennoch konnte jedem das Glück hold sein und jeder über etwas stolpern, was ich übersehen hatte.

Ich war selbst Ermittler und wusste, dass das so war.

Ich sagte: »Ich hätte offener und ehrlicher mit dir sein

sollen. Ja. Aber ich bin von Natur aus sehr verschlossen. Ich meine das nicht so. Es tut mir leid.«

»Herrgott Aaron, wir gehen nun schon fast drei Jahre miteinander und ich kenne dich kaum.«

»Es tut mir leid, dass du dich so fühlst«, erwiderte ich. »Ich werde mich ändern.«

»Dann ändere dich gefälligst jetzt!«

»Was soll ich denn für dich tun?«

»Sag mir was, ich weiß nicht, Aaron. Verdammt, sag mir irgendwas.«

Irgendetwas, ich dachte angestrengt nach. Ich hatte ein sehr detailliertes Drehbuch, das ich in solchen Fällen als Hilfe benutzte. Ich versuchte, mich daran zu erinnern.

In diesem Augenblick betraten zwei Polizisten das Restaurant und setzten sich in die Nische hinter Kelly. Sie trugen die engeren Uniformen der Motorradbullen. Oder, als was ich sie gerne sah, der coolen Bullen.

»Wo bist du geboren?«, fragte sie.

»In Kalifornien.« Eine Lüge.

Sie runzelte die Stirn und nahm einen Löffel in die Hand. Und legte ihn wieder hin. Zerknüllte die Serviette und glättete sie wieder.

»Ja, das hast du mir schon mal gesagt. Aaron, mein Detektiv sagt mir, dass er in Kalifornien keine Geburtsdaten über dich finden kann. Oder anderswo, falls das eine Rolle spielt. Können wir darüber reden?«

Irgendetwas musste ich ihr jetzt sagen oder sie würde weiter drängeln und Druck machen, und ihr Detektiv würde weiter ermitteln, bis mir schließlich alles um die Ohren flog.

Glücklicherweise hatte ich eine Kleinigkeit vorbereitet.

»Ich bin in armen Verhältnissen aufgewachsen, Kelly. Da-

rauf bin ich nicht stolz. Tatsache ist, das ist mir sehr unangenehm. Ich erhielt meine Schulausbildung Zuhause. Ich ging nie auf die High-School oder zum College. Mein Vater starb, als ich noch sehr jung war, und meine Mutter war so krank, dass sie nicht arbeiten konnte.« Ich holte tief Luft und mein Körper erschauerte. »Mit dreizehn war für mich die Schule vorbei. Seitdem habe ich immer gearbeitet. Sieh, ich habe in meinem Leben jetzt einen Punkt erreicht, wo ich denke, ich sollte mit diesen Dingen abschließen.«

Eine verdammt gute Vorstellung, falls ich das hier mal sagen darf. Selbst meine Stimme hatte etwas Brüchiges an sich. Wer sagt da, ich könne nicht schauspielern?

Kelly öffnete ihren Mund, um etwas zu sagen, aber ihr fehlten die Worte. Die Serviette in ihren Händen bestand inzwischen nur noch aus Fetzen.

»Aber warum gab es keine Geburtsurkunde, keine Militärunterlagen, weder Grundstücksurkunden noch Heiratsurkunden oder eine Bonitätsgeschichte – irgendetwas, was mehr als ein paar Jahrzehnte zurückliegt? Da ist nichts.«

Ich schaute sie minutenlang an. Herausfordernd hielt sie meinem Blick stand. Früher hätte ich jetzt das Thema gewechselt. Sie wusste das. Aber diesmal blieb sie hartnäckig, und wenn ich ihr nicht irgendetwas gab, an dem sie sich festbeißen konnte, etwas, das sie mir wirklich abnahm, dann hätte diese Frau genug Potenzial, um mein ganzes Kartenhaus zum Einstürzen zu bringen.

»Kelly, ich habe ein paar schlimme Dinge in meiner Vergangenheit getan. Ich hatte Ärger. Ich wäre ins Gefängnis gekommen... wenn ich nicht ein paar Namen genannt hätte.«

Ich hielt meine Stimme leise und gleichmäßig. Niemand hörte etwas, niemand kümmerte sich darum und niemand wusste, worüber wir sprachen. Die Bullen unterhielten sich

leise, während sie hin und wieder ein Auge auf ihre Umgebung warfen. Kelly biss sofort an.

»Du hast also diese Namen preisgegeben«, sagte sie verschwörerisch. Sie liebte so etwas, vielleicht zu sehr.

»Ja.«

»Und jetzt bist du im Zeugenschutzprogramm.«

»Könntest du das bitte etwas lauter sagen?«

»Entschuldigung.«

Der Kellner erschien, der aussah wie ein junger Metrosexueller mit rechtwinkligen Brillengläsern und derangiertem Haar. Er goss mir Kaffee nach und fragte Kelly, ob sie noch etwas Orangensaft haben wolle. Sie schüttelte einmal kräftig mit dem Kopf. Das schien er zu kapieren und verduftete.

»Sie sagte: »Kann ich dich fragen, was das war, was du Schreckliches getan hast?«

»Nein, jetzt nicht«, erwiderte ich, vor allem deshalb, weil ich es selbst noch nicht wusste. »Lass uns das ruhig angehen, O.K.?«

»O.K.«, sagte sie, aber ich konnte sehen, wie sie vor Aufregung fieberte, wie sie von dem Bedürfnis, diese Neuigkeiten sofort verbreiten zu müssen, fast platzte. Ich fühlte mich schlecht, weil ich sie wieder einmal angelogen hatte. Aber über den Tellerrand hinauszuschauen, war nun einmal viel wichtiger.

»Das muss unser Geheimnis bleiben«, sagte ich.

Sie nickte langsam. Beinahe widerwillig. »Das wird es, ich verspreche es.«

»Wenn du dieses eine Geheimnis für dich behalten kannst, dann erzähle ich dir vielleicht noch mehr. Aber erst musst du mir beweisen, dass du das wirklich kannst.«

»Du klingst ja so, als ob du einer jungen Dame eine Standpauke hältst.«

»Nun ja, du bist immerhin fünfzehn Jahre jünger als ich.«

»Gut, in Ordnung«, sagte sie und schob dabei ihre Unterlippe vor. »Ich kann ein Geheimnis für mich behalten.«

»Du musst auch deinen Detektiv zurückpfeifen.«

»Geht in Ordnung«, sagte sie.

Wir waren still. Drei junge, laute Männer kamen herein, bemerkten die Bullen und wurden sofort leise. Kelly nahm meine Hände in die ihren. Ihre Handflächen waren feucht.

»Es tut mir leid, Aaron. Wirklich. Ich weiß, das ist nicht leicht für dich.«

Ich konnte sie noch nicht vom Haken lassen. Dieses Problem musste aus der Welt. Ich musste ihr zeigen, wie sehr mich die Sache mitnahm. Vielleicht würde sie es sich künftig zweimal überlegen, so ein Ding noch einmal abzuziehen.

»Nein. Es ist nicht leicht«, sagte ich. »Ganz abgesehen davon könnte dein Privatdetektiv ganz leicht mein Leben in Gefahr bringen. Kelly, der Mann, der ich in der Vergangenheit war, ist tot. Das musst du einfach akzeptieren.«

Sie nickte langsam und dann heftiger. »Ich verstehe, und es tut mir leid. Heute noch werde ich ihn zurückpfeifen.« Sie hielt immer noch meine Hände und fuhr mit ihren Daumen über meine dicken Finger. »Da wir diese Sache nun geklärt haben, können wir endlich mit unserer Beziehung vorankommen. Willst du das auch?«

Ich schaute diese schöne Frau an, die mich die letzten paar Jahre ertragen hatte. Klar, wir hatten unsere Höhen und Tiefen. Klar, die Tiefen gingen meistens wegen mir und meinen Geheimnissen auf meine Kappe. Aber sie hatte durchgehalten. Sie liebte mich und wollte mich nicht wegen meines Reichtums oder Ruhms oder weil ich der King war.

Sie wollte mich *meinetwegen*, weil sie sich bei mir wohl fühlte. Und dadurch fühlte auch ich mich verdammt wohl.

»Ja«, sagte ich und drückte ihre Hand. »Ich will es.«

## 8. KAPITEL

**D**r. Vivian Carter war eine kleine Frau mit einer großen Brille. Außerdem war sie meine Therapeutin, und als ich in ihr Büro kam und im Lehnstuhl zu unserer wöchentlichen Sitzung Platz nahm, konnte ich ihren Blick schwer auf mir ruhen fühlen; ein Gewicht, das sicherlich durch das Gewicht ihrer unglaublich dicken Gläser noch erhöht wurde.

In einer endlos erscheinenden Marathonsitzung vor einem Monat hatte ich Dr. Vivian von meiner supergeheimen Elvis-Identität erzählt. Das hatte ich eigentlich nicht geplant, aber ich hatte inzwischen tiefes Vertrauen zu ihr gefasst, und da alle anderen Probleme mit diesem großen Geheimnis zusammenhingen, entschloss ich mich, es ihr zu sagen.

Und das tat ich dann auch.

Jetzt dachte die gute Frau natürlich, dass ich verrückt sei. Und warum auch nicht? Nur ein weiterer Spinner, der meinte, Elvis zu sein. Immerhin hatte dieser Spinner Beweise geliefert, dass er wirklich Elvis sei. Ob sie den Beweisen glauben wollte oder nicht, das war ein anderes Problem.

Jetzt waren wir in ihrem Büro, das sich im Erdgeschoss ihres stattlichen einstöckigen, im Bungalowstil erbauten Hauses hier in Echo Park befand. Dr. Vivian saß hinter ihrem Chef-Schreibtisch, der viel zu groß schien für ihr kleines Büro. Wäre sie ein Mann gewesen, hätte ich angenommen, dass sie einen zu kleinen Penis kompensieren musste. Da sie aber ein weiblicher Therapeut war, fielen mir keine weiteren Theorien ein. Die Jalousien hinter ihrem Tisch

waren teilweise offen und die Sonne strömte herein. Als ich aus dem Fenster sah, erblickte ich den Schatten eines kleinen Vogels, der vorbeiflog und sich dann auf dem Zweig eines kahlen Baumes niederließ. Der Vogel zwitscherte freundlich. Sekunden später erschien die Silhouette einer lauernden Katze auf dem Fensterbrett und schlich sich an den Vogel heran.

*Ach ja, die Räder des Lebens drehen sich immer weiter...*

Dr. Vivian war siebenundvierzig, schmal und schlank und wirklich ein Hingucker. Ich meine, wenn man den intellektuellen Typ mag. Und sie machte es einem leicht, den intellektuellen Typ zu mögen. Glücklicherweise gehörte sie nicht zu der Sorte Intellektueller, die man am Kuli in der Brusttasche erkannte.

Ich gebe zu, ich war angetan von ihr. Im unangebrachten Sinn, meine ich.

Offiziell war sie eine Familien- und Ehe-Therapeutin, aber inoffiziell hatte sie den ganzheitlichen Ansatz, Leute mit Problemen zu erkennen, was mir gleich an ihr gefallen hatte.

Im Endeffekt wollte ich nicht wissen, warum ich kaputt war. Ich wollte den tieferen Sinn dessen, dass ich kaputt war, wissen.

»Worüber möchten sie heute sprechen?«, fragte Dr. Vivian, und es war ihr total entgangen, dass direkt hinter ihr eine Katze einen Vogel belauerte. Und darüber hinaus auch ohne Zweifel, dass ich in sie verliebt war.

»Lassen sie uns zur Abwechslung mal über mich sprechen«, antwortete ich.

Sie lächelte, sagte aber nichts weiter. Dr. Vivian fand mich nicht im Entferntesten so witzig wie ich mich selbst.

»Also ich würde gern darüber sprechen, wer ich wirklich bin«, sagte ich dann.

»Wer sie wirklich sind?«, sagte sie und ich konnte eine leichte Ungeduld in ihrer Stimme hören.

»Tut mir leid, Doktor, ich denke wirklich, dass ich Elvis bin.«

Sie rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her und tippte mit dem Radiergummiende ihres Bleistifts gegen ihren riesengroßen Kalender, der einen großen Teil ihres Schreibtisches einnahm. Der Tischkalender war vollgekritzelt. Leider saß ich zu weit entfernt, um etwas davon lesen zu können, muss aber zugeben, dass ich neugierig war. Was schrieben Therapeuten überhaupt auf?

»Na gut, lassen Sie uns darüber sprechen. Was genau ist es, was Sie von mir erwarten, Mr. King?«

»Ich möchte, dass Sie mir glauben.«

»Ihnen glauben, dass Sie Elvis Presley sind?«

»Genau.«

»Letzte Woche hatte ich einen Patienten, der mir erzählte, er sei Gott.«

»Hat er ihr Tipp-Ex in Wein verwandelt?« Wieder lächelte sie nicht.

»Aber Sie verstehen mich jetzt?«, sagte sie.

»Ja, Sie scheinen mit einer Menge Verrückter zu tun zu haben.«

»Wir benutzen den Ausdruck »Verrückte« hier nicht. Menschen mit einer Störung klingt besser.«

»Sie glauben, ich bilde mir das nur ein?«

»Was ich glaube, steht hier nicht zur Debatte.«

»Entschuldigen Sie, da bin ich anderer Meinung«, antwortete ich. »Ich möchte schon, dass mein Therapeut mir glaubt, an mich glaubt. Ein Therapeut, der mich nicht behandelt wie ein Kind.«

»Sie erwarten viel von mir«, sagte sie.

»Ich glaube, Sie sind dieser Herausforderung gewachsen.«

Sie sah mich forschend an. »Die einfachste Diagnose ist, dass Sie unter einer dissoziativen Identitätsstörung leiden.«

»Können Sie das vielleicht so wiederholen, dass auch ich das verstehe?«

»Sie denken, Sie sind jemand anderes.«

»Hmmm, dann hätte ich mir vielleicht Brad Pitt aussuchen sollen.«

»Das ist nicht witzig, Mr. King.«

»Natürlich nicht«, erwiderte ich. »Also was ist Ihre Diagnose?«

Sie atmete tief ein und hielt die Luft an, tippte mit ihrem Bleistift noch ein paar Takte an den Kalender und sah mich dann direkt an: »Sie haben keine dissoziative Identitätsstörung.«

»Habe ich nicht?«

»Nein, Mr. Presley, haben Sie nicht.

\* \* \*

Ich vergaß zu atmen. Hatte ich sie richtig verstanden? Ein winziges Lächeln lag auf ihren Lippen und erleuchtete dann ihr ganzes Gesicht. Als das passierte, fiel mir ein Stein vom Herzen und mir kamen fast die Tränen.

»Sie haben es mir doch bewiesen, als wir uns das letzte Mal trafen«, sagte sie.

»Ich habe Ihre Beweise überprüft. Alles war, wie Sie es sagten.«

Sie stand plötzlich auf, lehnte sich über den Tisch und hielt mir ihre Hand hin. »Es ist schön, Sie kennenzulernen, Mr. Presley. Ich bin Vivian Carter.«

Zu überrascht, um etwas darauf zu erwidern, ergriff ich ihre Hand und schüttelte sie.

## 9. KAPITEL

»Dann glauben Sie mir also?«, fragte ich.  
Sie antwortete nicht sofort, sie ließ auch meine Hand nicht los. Stattdessen stand sie da und schaute auf mich herab, dabei erforschten ihre Augen jeden Quadratzentimeter meines Gesichts. Hinter Dr. Vivian, nahezu perfekt vom Fenster eingerahmt, war die Silhouette des Katers zu sehen, der reglos auf dem Fenstersims saß. Der Vogel ging, völlig ahnungslos, energisch seiner Beschäftigung nach und hüpfte von einem Zweig zum nächsten. Schließlich ließ sie meine Hand los und setzte sich zurück auf ihren Stuhl.

»Das tue ich, Mr. King, aber das widerspricht im höchsten Maße den Regeln.«

»Im höchsten Maße«, sagte ich.

»Sie haben jede Menge Probleme.«

»Mehr als sie glauben«, sagte ich.

Die Gläser ihrer riesigen Brille fingen ein paar Strahlen der Nachmittagssonne ein und blendeten mich. Hinter ihrem Schreibtisch kreuzte sie bedächtig ein Bein über das andere, und von da, wo ich saß, konnte ich einen Teil ihres entblößten Knies sehen. Hoppla, hoppla.

»Nun, was brachte Sie dazu, mir schließlich Glauben zu schenken?«, fragte ich.

»Die Liste mit den Namen, die Sie besorgt haben. Vor allem der Schönheitschirurg.«

»Haben Sie ihn angerufen?«

»Ja.«

»Was hat er gesagt?«

»Zuerst gar nichts. Erst als ich ihm das Passwort gab. Wie niedlich.«

»Nun gut, wir haben doch alle einen kleinen Spürhund in uns drin, Doktor«, sagte ich. Spürhund war natürlich das Passwort. Dr. Castro, vor vielen Jahren mein Schönheitschirurg und ein wunderbarer Freund, war zur absoluten Verschwiegenheit verpflichtet. Es sei denn, man nannte ihm das Passwort. »Was hat Ihnen Dr. Castro denn erzählt?«

»Er beschrieb die Operationen, die er an Ihnen vorgenommen hat. Radikale gesichtsverändernde Operationen: Nase, Kinnimplantat, Veränderungen an den Ohren, Mund, Augen.« Sie hielt inne und studierte mich erneut. »Wissen Sie, er hat wunderbare Arbeit geleistet. Es gibt nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihm – oder Ihnen. Sie wissen, was ich meine.« Ihr Gesicht lief tatsächlich rot an.

»Ja«, sagte ich lächelnd. »Ich weiß, was Sie meinen.«

»Aber jetzt kann ich die Ähnlichkeiten sehen.«

»Ich Glückspilz.«

Die Uhr hinter mir an der Wand tickte laut vor sich hin und füllte das Zimmer mit ihren kleinen Geräuschen. Der Vogel indessen hüpfte weiter zum nächsten Zweig und kam dem wie versteinert dahockenden Kater immer näher.

Dr. Vivian sagte: »Zugegeben, ich habe erst gezögert und wollte es nicht glauben. Ich meine, Sie sollten mein Zögern verstehen.«

»Ich verstehe.«

»Aber alles erwies sich als richtig. Alles. Vor allem der Arzt.«

Ich lächelte. »Und an der Stelle dachten Sie, ich sei verrückt.«

Sie lächelte zurück. »Das Urteil steht noch aus, Mr. King. Sie haben immerhin Ihren eigenen Tod vorgetäuscht.«

»Sie sollten das auch mal irgendwann ausprobieren. Das ist sehr befreiend.«

Sie ignorierte meine Bemerkung. »Nun ja, wir werden mit Ihren Sitzungen von vorn beginnen müssen.«

»Ich verstehe.«

»Alles hat sich geändert. Ich meine, sie waren Aaron King, jetzt sind Sie *Elvis* verdammt-nochmal *Presley*.«

»Was für eine Sprache für eine Therapeutin.«

»Ich denke, unser noch unlängst übliches Doktor-Patient-Verhältnis dürfte futsch sein, hat sich sozusagen aus dem Fenster davongemacht.«

Ganz wie der Vogel. Der schoss plötzlich von seinem Zweig und stürzte sich nach unten in die Tiefe, bis er außer Sicht war. Auch der Kater beobachtete, wie er davonflog und legte seine Ohren an. Im Nu war seine angestaute Anspannung wieder verflogen. Er zuckte einmal kurz mit seinem Schwanz und schlich sich davon.

Dr. Vivian betrachtete mich wieder eingehend, völlig ahnungslos, welches Drama sich hinter ihrem Rücken abgespielt hatte.

»Sie haben Schuldgefühle«, sagte sie. »Und ich weiß jetzt auch warum. Sie haben Ihre Tochter im Stich gelassen.«

»Sie kommen ja gleich zur Sache«, sagte ich und änderte meine Sitzhaltung.

»Sie bezahlen mich, um Ihnen zu helfen und nicht, um von Ihnen zu schwärmen.«

»Wie viel kostet denn das von-mir-Schwärmen?«

Sie ignorierte das. »Sie nehmen Schmerzmittel, um mit Ihrer Schuld umgehen zu können.«

»Sie sind gut«, sagte ich.

»Sie wollen den Schmerz stoppen.«

»Ja«, sagte ich. »Genau das.«

»Das Leben ist Schmerz, Mr. King«, sagte sie.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das hören wollte.«

»Das Leben ist nicht leicht, zumindest nicht am Anfang.«

»Nicht am Anfang?«

»Das Leben muss gelebt werden, Fehler werden gemacht. Aber noch viel wichtiger ist es, aus Fehlern zu lernen. Mit Erfahrung werden Fehler nicht wiederholt und dadurch wird der Pfad ebener. Und Sie stecken fest in einem Kreis, in dem Sie die gleichen Fehler immer wiederholen.«

»O.K., was soll ich also tun?«

»Es ist an der Zeit, dass Sie aus Ihren Fehlern lernen, Aaron. Es ist an der Zeit, erwachsen zu werden.«

»Ich bin zu alt dafür«, sagte ich.

Sie lächelte und war vielleicht auch etwas ins Schwärmen geraten. »Man ist niemals zu alt.«

## 10. KAPITEL

Ich fahre einen alten Cadillac, obwohl er nicht rosa ist. Ich gebe zu, es ist nicht das ideale Auto für einen Teilzeit-Detektiv, aber die Fenster sind undurchsichtig und er bietet drinnen viel Platz, beides sehr wichtige Voraussetzungen für eine erfolgreiche Überwachung. Und um Mädels aufzugabeln.

Ich parkte direkt am Bordstein vor einem massiven, im Kolonialstil erbauten Haus. Am Bordstein stand ein Schild mit dem Hinweis: *Nach 20.00 Uhr wird abgeschleppt.*

Ich sah auf die Uhr, 14.33 Uhr, also kein Problem. Das Haus stand in der Nähe des Sunset Strip, gleich um die Ecke vom *Key Club*. Da war ich ein paar Mal gewesen, um Rockbands aus der Stadt zu sehen. Man kann einem Mann den Rock n' Roll wegnehmen, aber er wird ihn nicht vergessen. Manchmal spät montagabends beobachtete ich vom hinteren Teil des Clubs, ein Bier in der Hand, den Sänger der Band *Metal Skool*, wie er die kreischenden Frauen mit seinen eindeutigen Beckenbewegungen in Wallungen versetzte. Früher wäre ich für solche Bewegungen verhaftet worden. Er hatte es mir zu verdanken, dass es heute anders war.

Der Morgenhimmel war bedeckt und drohte mit Regen. Das hätte mir mehr Sorgen gemacht, wäre dies nicht L.A. Ich lebe hier seit nunmehr fast dreißig Jahren und kann mich immer noch nicht an den dauernden Sonnenschein gewöhnen. Ich gebe zu, ich mag Sonnenschein, und er bewirkte Wunder für meine Gesundheit, aber mir fehlte doch manchmal der gute altmodische graue Himmel.

Das Kolonialhaus, ausgestattet mit korinthischen Säulen und Alabaster-Löwen war massig und irgendwie traurig. Der Rasen davor war bis zur Perfektion gepflegt. Als ich mich dem Haus näherte, hörte ich das tiefe Bellen eines großen Hundes. Und mit jedem weiteren Schritt wurde das Bellen lauter und häufiger. Wie auf Kommando. Ich sah mich um, sah aber keinen Hund – nichts in den Fenstern der Vorderseite und nichts an der Seitenwand des Hauses. *Vielleicht ist er drin und kann mich hören. Oder riechen.* Wie auch immer, er hörte sich groß und böse an und ich blieb vorsichtig. Auf dem Sprung.

Als ich die Auffahrt aus zerstoßenen Muscheln hochging, fühlte ich eine Anspannung in mir, die nichts mit dem Hund zu tun hatte. Es war eher die alte Angst, die aus dem jahrelangen Leben als illegaler Flüchtling resultierte. *Würde ich jetzt die Person treffen, die hinter meine Maske sehen konnte, hinter mein operiertes Gesicht und die dann mein wirkliches Ich sehen würde? Würde dies der Augenblick sein, in dem meine Rolle endlich durchschaut wird?*

Verrückt, ich weiß, aber die Angst war real und lebte in mir. Dabei war die plastische Chirurgie wirklich todsicher. Meinte ich. Trotzdem blieb eine gewisse Anspannung.

*Und wenn schon, wenn es herauskäme, wäre das so schlimm? Wahrscheinlich nicht. Immerhin wäre es dann möglich, meine kleine Tochter wiederzusehen. Und warum sollte sie dich sehen wollen? Du hast deinen Tod vorgetäuscht, bist abgehauen und hast sie zurückgelassen.*

Könnte ich sie von meinen Gründen überzeugen? Verstand ich überhaupt meine eigenen Gründe? Und was ist mit der Peinlichkeit des Entdeckt-Werdens? Besonders mit der Peinlichkeit, jetzt fast in Armut zu leben?

*Jesus, das ginge auf gar keinen Fall.*

Panik erfasste mich wieder, diesmal total. Mein Hals war wie zugeschnürt. Ich blieb auf dem Gehweg stehen und

zwang mich, tief durchzuatmen. Mein Brustkorb dehnte sich unter dem roten Hawaii-Hemd. Ich atmete mehrmals tief ein und aus. Der »falsche« Hund bellte immer im gleichen Rhythmus. Ich fühlte, wie mich jemand durch die vorderen großen Erkerfenster beobachtete.

*Ein und aus, tief durchatmen. Schon besser, viel besser.*

Mein Herzschlag beruhigte sich. Noch einen Atemzug. Noch ruhiger. So ist es gut. *Alles ist in Ordnung, alles O.K., Kumpel. Niemand hat dich bis jetzt erkannt.*

*Aber was war mit dem Paket von gestern mit der Elvis-Uhr?* Bei diesem Gedanken begann mein Herzschlag sich gleich wieder zu beschleunigen. Der Puls hämmerte in meinen Ohren. Mir war zum Umkehren zumute. Nach Hause zu fahren und mit einem Sechserpack Pack Newcastle ins Bett zu kriechen. Jemand da draußen *wusste* es und spielte mit mir.

Ich hasse es, wenn das passiert. Ich sah wieder zum großen Haus hinüber. Eine steife Brise zerzauste mein dünnes Haar. Ein Mädchen war verschwunden, ein junges Filmsternchen. Sie brauchte Hilfe. Ihre Familie brauchte Hilfe.

Kann ich überhaupt helfen? War ich nicht nur ein angespülter alter Wal? Ja und nein. Ich hatte inzwischen seit vielen Jahren als Detektiv gearbeitet. Ich war darauf spezialisiert, Vermisste zu finden. Ich hatte vielen Menschen geholfen, sehr vielen.

Um den Absender des Pakets werde ich mich später kümmern. Verdammst, es ist ja nicht das erste Mal, dass ich mit einem Stalker zu tun habe. Klar, es ist eine Weile her, aber es wird nicht anders sein. Na ja, vielleicht ein bisschen anders. Diesmal stand viel mehr auf dem Spiel: Mein Ruf, meine Identität, mein neues Leben.

*Tief durchatmen, Kumpel. Alles wird gut. Alles wird wieder gut.*

Ich redete mir selbst gut zu: Atme, blähe die Lungen auf, beruhige den Herzschlag... und je mehr ich meine Atmung kontrollierte, desto ruhiger wurde ich. Die Sonne schien. Der Hund bellte immer noch, aber ich konnte jetzt wieder weitergehen, mit einer neuen Portion Zuversicht.

Meine Verkleidung würde nicht durchschaut werden und ich würde diesen Leuten helfen, ihre verschwundene Tochter wieder zu finden. Ich betrat die Holzveranda und klopfte an die Eingangstür.

*Show time!*

## 11. KAPITEL

Die Tür öffnete sich fast sofort und vor mir in der Türöffnung stand eine groß gewachsene Frau mit einem Glas in der Hand. Sie trug einen Frotteebademantel und rosa Pantoffeln.

»Sie kommen spät«, sagte sie.

»Entschuldigung, gnädige Frau.«

»Ich nehme an, Sie sind der Privatdetektiv?«

»Ja, gnädige Frau.«

»Sind Sie immer so höflich?«

»Ja, gnädige Frau.«

»Woher stammen Sie?«

»Aus dem Süden, gnädige Frau.«

»Ah«, sagte sie und nickte, als ob das alles erklären würde.

Sie stand in der Tür und hatte ihre Arme verschränkt. Ihr Wasserglas baumelte in der rechten Hand. Irgendetwas Klares befand sich darin, vermischt mit Eiswürfeln, die gegen das Glas klimperten. Dünne Muskeln spannten sich unter ihrer papierdünnen Haut. Venen schlängelten sich an Stellen, an denen die meisten Frauen keine hatten. Zumindest nicht zu meiner Zeit. Ihre Bräune glich einer Verbrennung. Willkommen in Hollywood. Irgendwo in dem massiven Gebäude hinter ihr hörte ich das Geräusch eines Staubsaugers. Ansonsten war es völlig still. Wenigstens hatte der Hund aufgehört zu bellen.

Sie stand immer noch in der Tür. Offenbar konnte sie sich nicht entscheiden, ob sich mich reinlassen sollte. Ich wusste ja, wie es läuft. Ich war nicht mehr der Jüngste und sie hielt

mich sicherlich für zu alt, um den Job zu erledigen. Ich war daran gewöhnt und fühlte mich in meinem Stolz nicht verletzt. Na ja, ein kleines bisschen.

»Sie haben nicht wirklich einen Hund, oder?«, fragte ich.

»Seltsam, dass Sie so etwas fragen.«

»Nur seltsam, wenn es nicht wahr wäre.«

Sie sah mich wieder forschend an. »Es ist ein Bewegungsmelder. Eine Sicherheitsmaßnahme, die mein paranoider Ehemann installierte. Gott erbarme sich seiner Seele. Das war vor ein paar Jahren. Jetzt staune ich aber. Woher wussten Sie das?«

»Weil ich selbst sehr erstaunt darüber war.«

Sie lächelte. Ah, eine Verbindung. Eigentlich war sie auch eine sehr gut aussehende Frau. Vielleicht zwanzig Jahre jünger als ich. Ihre lange, schmale Nase war gerötet. Ihre Wangen waren gerötet. Alles in ihrem Gesicht war gerötet, aufgedunsen und geschwollen. Vom tagelangen Weinen. Im Grunde hatte sie ein bisschen von mir, wenn ich tagelang einen hinter die Binde gekippt hatte. Dennoch war sie nicht beeindruckt genug, um mich hereinzubitten.

»Clarke sagte, Sie finden vermisste Kinder«, sagte sie.

»Ich tue mein Bestes«, antwortete ich.

»Sogar erwachsene vermisste Kinder.«

»Ja«, sagte ich. »Sogar erwachsene vermisste Kinder.«

»Haben Sie selbst welche?«

»Ja.«

»Dann wissen Sie ja«, sagte sie. »Oder Sie können sich vorstellen...« Ihre Stimme versagte.

»Ja«, sagte ich. »Ich kann mir vorstellen, welche Hölle Sie jetzt durchmachen.«

»Werden Sie mir helfen, meine Tochter zu finden, Mr. King?«

»Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, gnädige Frau. Das verspreche ich Ihnen. Alle Hebel in Bewegung setzen und so weiter.«

»Sie schaute mich wieder prüfend an... und ein schwaches Lächeln erschien in ihrem Gesicht. »Kenne ich Sie? Sie kommen mir so bekannt vor.«

»Das passiert öfters. Die meisten Menschen sagen, ich erinnere sie an ihre Großväter.«

»Ja, wahrscheinlich ist es das.«

»Darf ich nun hereinkommen, gnädige Frau?«

»Bitte sagen Sie Dana zu mir. Und ja, natürlich, wo bleibt nur mein Anstand?«

Sie tat einen Schritt zur Seite und gewährte mir schließlich Einlass. Sie schloss die Tür hinter mir und ich folgte ihr durch einen mit Kunst überladenen Flur in ein riesiges Wohnzimmer. Nette Hütte. Zu meiner Glanzzeit hätte ich hier durchaus wohnen können, vielen Dank.

»Möchten Sie etwas trinken, Mr. King?«

»Kaffee wäre gut.«

Sie führte mich ins Wohnzimmer, bevor sie durch eine bogenförmige Türöffnung einen Gang hinunter verschwand. Eine Weile hörte ich noch ihre Schritte auf dem blanken Holzfußboden. Ziemlich langer Gang.

Das Wohnzimmer war gemütlich. Ein großer Kamin, umgeben von einem kunstvoll gearbeiteten schmiedeeisernen Gitter im Efeu-Design, dominierte das Zimmer. Da wir in Südkalifornien waren und es Ende März hatten, gab es natürlich kein Feuer. Aber wenn es eins gegeben hätte, wäre es noch gemütlicher gewesen. Ich sah mir das Zimmer an und berührte im Vorbeigehen leicht die feinen Möbel. In der hintersten Ecke des Zimmers blieb ich vor einem verzierten und etwas mitgenommenen Steinway-Flügel stehen. Die Tasten standen offen und ich drückte auf ein paar

von ihnen und jeder einzelne Klang jagte mir einen Schauer direkt in meine Seele. Mein Gott. Ich liebte Musik. Ich glaube, sie hat den engsten Bezug der Menschen zu wahrer Magie, und ich war glücklich, dazu beigetragen zu haben.

»Meine Mutter gab den Flügel an mich weiter«, sagte Dana. Sie stand in der Tür und hielt ein silbernes Tablett mit dampfenden Tassen. »Er ist seit fast achtzig Jahren im Familienbesitz. Ich weiß, er sieht nicht gerade schön aus, aber ich spiele noch damit.«

»Oh, wirklich«, sagte ich, echt fasziniert. »Was können Sie denn spielen?«

»Eigentlich alles Mögliche. Aber meistens Songs aus den Fünfzigern und Sechzigern, aus meiner Teenie-Zeit.«

*Können Sie etwas von Elvis?* Wollte ich fragen, tat es aber dann doch nicht.

Sie stellte das Tablett auf den Kaffeetisch, ging dann rüber zum Flügel und setzte sich auf die Bank. Sie forderte mich auf, mich neben sie zu setzen und das tat ich auch. Gedankenverloren drückte sie ein paar Tasten. Noten voller Trauer. Unsere Beine berührten sich.

»Spielen Sie auch ein Instrument, Aaron? Entschuldigung, darf ich Sie Aaron nennen?«

»Ja, natürlich.«

»Bitte sagen Sie Dana zu mir.«

»Ja. Das sagten Sie bereits.«

»Oh tut mir leid, aber zurzeit habe ich meine Gedanken nicht immer beieinander.« Sie holte etwas Luft und gab sich bei unserem Geplauder alle erdenkliche Mühe. »Sie sagen, Sie seien aus dem Süden.«

»Ja, von da.«

»Sie sind also ein echter Gentleman aus dem Süden.«

»Ich versuche es.«

»Und spielen Sie ein Instrument?«

»Ja, ein bisschen Gitarre«, sagte ich. Und dann gab ich etwas zu, was ich fast dreißig Jahre lang nicht zugegeben hatte. »Aber meistens habe ich gesungen.«

»Oh wirklich. Wo denn?«

Jetzt schlug mein Herz wirklich rasend, aber – verdammt noch mal – es fühlte sich einfach gut an, wieder über Gesang zu reden.«

»Wissen Sie, hauptsächlich so Zeugs für den Kirchenchor.«

»Ich wette, Sie haben eine wunderschöne Stimme.«

»Hatte. Das war vor langer Zeit.«

»Vielleicht sollten Sie damit wieder beginnen«, sagte sie und drückte noch ein paar Tasten mehr. »Man ist niemals zu alt, wissen Sie?«

Ich lächelte. »Vielleicht.«

## 12. KAPITEL

Wir gingen rüber zur Couch, wo mir Dana mehr von ihrer Tochter Miranda erzählte. Mutter und Tochter waren unzertrennlich gewesen. Sie standen sich näher als beste Freundinnen. Miranda war eine aufstrebende Nachwuchsschauspielerin und hatte gerade ihren vierten Film in New York abgedreht, der rechtzeitig zum Sommer herauskommen sollte. Sie hatte bis zu diesem Zeitpunkt ein Leben wie im Märchen geführt.

»Hat die Polizei irgendwelche Verdächtigen?«, fragte ich.

»Nicht dass ich wüsste. Da müssen Sie sie selbst fragen.«

Dana nahm einen Bilderrahmen aus Metall auf und reichte ihn mir. Es war ihre Tochter und sie war wirklich wunderschön. Ein genaues Abbild ihrer Mutter, aber jünger und strahlender.

Sofort erinnerte sie mich an meine eigene Tochter.

»Schildern Sie den Tag, an dem sie verschwand«, sagte ich zu Dana, ohne den Blick vom Bild zu nehmen. »Was haben Sie gemacht?«

»Ich war hier zu Hause, habe gemalt. Das ist mein Hobby, und manchmal verkaufe ich die Bilder bei eBay.«

Ich nickte höflich. Leute plappern, besonders unter Stress.

»Miranda war mal hier, dann wieder weg, den ganzen Tag, wie üblich. Ins Bräunungsstudio, einkaufen, Essen gehen. Ich war froh, das zu sehen, denn die letzten Tage hatte sie hier eher lustlos rumgehungen. Das Loch, in das man immer nach dem Abdrehen eines Filmes fällt. Ich dachte, sie

ist wohl einsam und fühlt sich verloren. Als ich sie zum letzten Mal sah...«

Dana brach ab, atmete tief ein und zwang sich weiterzusprechen, »als ich sie zum letzten Mal sah, war sie in mein Atelier hochgekommen und fragte, ob ich etwas von Trader Joe's brauche. Ich habe kaum hochgesehen. Ich sagte ihr »nein« und dann war sie weg. Draußen hörte ich das Auto starten und losfahren und seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört oder gesehen.«

Ich nickte verständnisvoll und sah vom Foto auf. »Wann haben Sie gedacht, dass etwas nicht stimmte?«

»Ich rief sie zwei Stunden später an. Wir sind eigentlich immer in Kontakt miteinander, wie ein altes Ehepaar. Aber sie nahm nicht ab. Zwanzig Minuten später versuchte ich es noch einmal und dann immer wieder, bis ich mir das Schlimmste vorstellte. Ich glaube, ich habe die Polizei irgendwann mitten in der Nacht angerufen.«

Ich wartete ein paar Sekunden, bis sie sich wieder gefangen hatte. »Das war vor sechs Tagen«, sagte sie.

»Was passiert, wenn sie ihr Handy jetzt anrufen?«, fragte ich sie.

»Der Anruf geht gleich weiter zur Mailbox. Allerdings ist ihre Mailbox jetzt voll, wahrscheinlich sind die meisten Nachrichten von mir, mehr oder minder hysterisch klingend, fürchte ich.«

»Hat Miranda einen Freund?«

»Nein, aber sie hatte sich mit einem Filmpartner aus ihrem neuen Film getextet. Sie hatten sich wohl recht gern, die beiden.«

»Wo lebt er?«

»New York.«

Dana sah aus, als hätte sie sich irgendwas eingeworfen und damit lag ich wahrscheinlich richtig, aber das konnte

ich ihr nicht mal vorwerfen. Alles, was einem durch diesen Albtraum hilft...

»Wie lange sind Sie schon Privatdetektiv?«, fragte sie.

»Etwa dreißig Jahre lang.«

»Was haben Sie davor gemacht?«

»Oh, ich war in der Unterhaltungsindustrie.«

»Meine Tochter ist in der Unterhaltungsindustrie!«

»Ich weiß«, sagte ich und dachte: Meine auch.

»Sie sind älter als die anderen Detective«, sagte sie.

»Ich bin älter als die meisten.«

Sie grinste. »Aber das ist vielleicht gut so, da können Sie vermutlich mehr Erfahrungen einbringen. Ja, das gefällt mir. Anstatt mir über ihr Alter Sorgen zu machen, kann ich auf Ihren Erfahrungsschatz bauen. So gesehen ist ihr Alter ein besonderer Bonus!«

»Ja«, sagte ich mitfühlend. Sie nickte heftig, als hätte sie gerade den Schlüssel entdeckt, der diese ganze Untersuchung aufklären würde: Ein alter Detektiv, der Jahrzehnte an Erfahrungen mitbringt.

»Werden Sie mir helfen, sie zu finden, Mr. King?«

»Heißt das, ich habe den Auftrag?«

»Ja klar.«

»Dann werde ich alles in meiner Macht stehende tun, sie wieder nach Hause zu bringen«, sagte ich.

Augenblicklich schlug ihre Stimmung um. Sie sank buchstäblich in sich zusammen. Sie sah aus, als wäre ihr die Luft ausgegangen und verwelkt wie eine Pflanze ohne Wasser. Eine Mutter ohne ihre Tochter. Sie saß auf der Couch und sah mich an, das Kinn auf die Brust gepresst, ihr Kopf schien zu schwer zu sein, um ihn aufrecht zu halten.

»Ich würde jetzt gern ihr Zimmer sehen«, sagte ich. Dana nickte und führte mich nach oben.

## 13. KAPITEL

Ich folgte ihr die breite Wendeltreppe nach oben vorbei an einer riesigen Wand voller Familienportraits. Immer hellwach, wenn es um die Verfolgung einer Spur ging, studierte ich sie genau.

Da gab es ein Hochzeitsfoto von Danas jüngerer Version, wie sie strahlend schön aussieht, ein bisschen zu stark gebräunt. Sie hing glücklich am Arm eines dunkelhaarigen, hellläugigen jungen Mannes, der in seinem schicken Smoking wie aus dem Ei gepellt aussah. Ich vermutete, dass das ihr verschiedener Ehemann war. Noch mehr Bilder der Jungvermählten und von anderen Familienmitgliedern, die zweifellos schon längst nicht mehr unter uns weilten. Die obere Hälfte der Wand – während wir höher aufstiegen – zeigte Miranda in verschiedenen Wachstumsstufen. Da gab es Miranda ohne Zahn, Miranda mit riesigen Augen, die fast unecht wirkten, und Miranda mit dem niedlichsten und rundesten Gesicht, das ich je gesehen habe. Dazu bestimmt, eines Tages ein Star zu werden. Miranda bei den Pfadfinderinnen. Miranda auf einem Pferd. Miranda auf Klassenexkursion: Kopf und Schultern schon viel niedlicher als bei den anderen Kindern. Miranda in der Mittelstufe. Jetzt gab es das niedliche kleine Mädchen nicht mehr, da sie nun dabei war, zu der beachtlichen jungen Frau zu erblühen, die sie schon bald sein würde.

Die Bilder wurden weniger und wir erreichten den Treppenabsatz des Obergeschosses. Dana führte mich einen unerwartet engen Gang hinunter, der durch vorhandene Bücherregale und kleine verzierte Tische noch enger wurde. Wertvoll aussehende Vasen mit frischen Blumen deko-

rierten die Tische. Oder vielmehr waren sie es noch vor ein paar Tagen gewesen – wenn man genauer hinschaute. Jetzt waren sie verwelkt. Sie hielt vor der letzten Tür auf der rechten Seite.

»Hier ist es«, sagte sie. »Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen.«

»Hat diesen Raum schon mal jemand durchsucht?«, fragte ich.

»Ja, die Polizei.«

»Und seitdem niemand?«

»Nein.«

Sie schaute mich an und ihre Augen erforschten mein Gesicht. Ich sah ihre tiefsitzende Verzweiflung und ihren Schmerz. Sie nickte aus einem Grund, der nur ihr bekannt war, drehte sich um und ging den Gang zurück und die Stufen hinunter.

Ich betrat Mirandas Zimmer.

## 14. KAPITEL

Frische Luft und Sonnenschein strömten durch das offene Schlafzimmerfenster herein. Das Zimmer selbst war groß, hell und freundlich. Es lagen keine Klamotten auf dem Fußboden, auch hingen keine Jeans über den Rückenlehnen von Stühlen. Nichts war umgeworfen oder ausgeschüttet. Jemand hatte aufgeräumt. Ich kannte früher selbst ein paar Starlets. Deren Zimmer sahen nicht so aus wie dieses.

Die Luft war gesättigt von einem Cocktail aus Gerüchen von Cremes, Sprays, Hautölen und was man sonst so braucht, um in Hollywood gut auszusehen.

Der Raum selbst wurde dominiert von einem Himmelbett mit durchsichtigen Vorhängen, die mit roten Samtbändern an die Pfosten gebunden waren. Das Erste, was ich tat war, durch den Raum zum Bett zu gehen und die Matratze hochzuheben. Nichts drunter. Keine enthüllenden Polaroid-Fotos. Nicht einmal eine Erbse. Ich steckte das Laken halbherzig wieder rein und suchte weiter.

Als Nächstes kam eine antike Frisier-Kommode dran, mit einem handgeschnitzten, verzierten Spiegel und einem passenden Stuhl. Eine Reihe Kristall-Fläschchen stand aufgereiht unter dem Spiegel. Ich öffnete die drei winzigen Schübe der Kommode. Die beiden Ersten waren leer, die Dritte enthielt einen abgelaufenen Führerschein. Ich sah ihn genauer an. Hier war sie noch jünger, vermutlich gerade aus der High-School, sehr hübsch. Ich legte ihn zurück und schüttelte den Kopf.

*Du sollst mich nicht hassen, nur weil ich hübsch bin.*

Ich drehte mich um und suchte den Raum ab. An der Wand gegenüber gab es eine geschlossene Tür. Wie ein häufig genutzter Wildwechsel im Wald war der Fußboden dahin recht abgenutzt und ausgebleicht.

*Mirandas Schrank, nehme ich an.*

Es stimmte. Eine einzelne, schwache Birne erhellte ein Meer an Kleidung in kleinen Größen, soweit ich sehen konnte. Na ja, jedenfalls soweit meine alten Augen sehen konnten. Der Schrank war in etwa so groß wie mein Schlafraum zu Hause – roch aber weitaus angenehmer.

Methodisch untersuchte ich alle Taschen in Jeans, Hemden, Hosen, Shorts, Kleidern und anderen Dingen, für die ich keinen Namen kannte. Ich fand kaum etwas. Ein halbausgepackter Hustenbonbon, eine Handvoll Kleingeld, eine zusammengeknüllte Fünf-Dollar-Note und die Quittung einer Bar. Den Bonbon und die Kohle ließ ich zurück, die Bar-Quittung hingegen steckte ich in meine Tasche. Obwohl ich sicher keinen Zauberschrank verließ, fühlte ich mich dennoch so, als ob ich aus einer fantastischen, Narnia-ähnlichen Welt heraustrat; voller glänzender Tops, glänzender Jeans und glänzender Schuhe.

*Tu nicht so, du hast früher auch geglänzt.*

Zurück im Schlafzimmer drehte ich alle Bilder und Fotos an den Wänden um, nach irgendeinem Hinweis suchend, aber ich fand nichts.

Das letzte Möbelstück, das ich bisher nicht untersucht hatte, war eine Kirschholz-Kommode in der hinteren Ecke des Zimmers. Obendrauf standen dutzende Fotos, die Miranda und viele ihrer Freunde zeigten. Sie hatte hübsche Freunde. Gleich und gleich gesellt sich gern. In einem der Rahmen, einem Minnie Mouse Bilderrahmen, lächelte Miranda direkt in die Kamera und zeigte ihre perfekten Zähne. Ein Grübchen zierte das Kinn, Licht strahlte aus ihren Augen. Wangenknochen wie von den Göttern geküsst. Ein

schönes Bild, sicher, aber was nicht passte, war der verstörte Blick in ihren Augen.

Den gleichen Blick hatte meine Tochter manchmal.

Ich nahm dieses Foto mit für meine Akten. Niemand würde es vermissen. Als Nächstes arbeitete ich mich durch alle Schubladen der Kommode, wühlte durch Shorts, Handschuhe und Socken sowie Tops und Unterwäsche. Ich befühlte alle Socken nach irgendetwas Verstecktem: nichts. Die unterste Schublade war leer bis auf eine lackierte Zigarrenkiste. Ich nahm sie heraus, schaffte oben auf dem Regal Platz und setzte sie ab. Ich öffnete sie. Darin war eine Minnie Mouse Uhr und wie es schien, hunderte von Liebesbriefen, viele von ihnen stammten aus ihrer High-School-Zeit, die, wenn ich das richtig rechnete, noch weit vor der Zeit der SMS-Nachrichten lag.

Ich las ein paar von ihnen, da Mirandas Privatsphäre mit ihr zusammen verschwunden war. Die meisten Briefe waren von einem Jungen geschrieben, der Flip hieß. Genau, Flip. Es schien, als seien die beiden damals ein Pärchen gewesen. Ein Hinweis? Vielleicht, vielleicht nicht. Ich suchte weiter in den Briefen, bis ich einen fand, der den Familiennamen des Jungen trug. Flip Barowski. Ich konfiszierte den und ein paar andere, steckte sie hinter das Foto in meiner hinteren Hosentasche.

Ich packte gerade die Zigarrenkiste wieder in die untere Schublade, als ich hinter mir eine Stimme hörte.

»Ich kann ihnen versichern, Mr. King, dass Sie Miranda da drin nicht finden werden.« Dana stand in der Tür. Ich richtete mich auf, vielleicht etwas zu schnell. Mir wurde sofort schwindelig und ich stützte mich an der Kommode ab.

»Nein, gnädige Frau, das denke ich auch nicht.«

»Jedenfalls scheinen Sie sehr gründlich. Das ist doch schon was.«

»Sie bezahlen mich doch dafür, gründlich zu sein.«

Sie runzelte die Stirn aufgrund meiner Bemerkung, sagte dann aber: »Ich erwarte Gäste, Mr. King. Brauchen Sie noch lange?«

Ich sah mich ein letztes Mal in Mirandas Zimmer um. Die Nachmittagssonne schien durch das westliche Fenster ins Zimmer. Staubkörnchen tanzten im Sonnenlicht, leuchteten auf und verschwanden dann. Nichts weiter gefunden als ihre Schwäche für Klamotten und vielleicht auch noch für Flip. Nichts Auffälliges, keine Hinweise.

Ich hasse es, wenn das passiert. Ich drehte mich zu Dana um, die mich mit blutunterlaufenen Augen genau beobachtete. Ihr Schmerz war fast fühlbar und ihre Sorge war verständlich, trotzdem konnte ich nicht verstehen, dass sie mich jetzt drängte.

»Nein«, sagte ich. »Ich bin hier fertig.«

Sie führte mich zum Flur, die Treppen runter und dann durch die Haustür raus, die sie leise hinter mir schloss.

Ich stand einen Moment lang auf der Veranda vor dem Haus und fühlte ihre Anwesenheit noch hinter mir. Ich hatte das Gefühl, ich hörte sie weinen, aber ich war mir nicht sicher, denn ich hatte den Bewegungsmelder mit dem Hundegebell wieder aktiviert.

Ich ging die muschelbedeckte Auffahrt runter zu meinem Wagen, stieg ein und fuhr einmal um den Block; dann parkte ich weiter unten an der Straße, von wo ich Danas großes Haus deutlich sehen konnte. Ich wartete eine Stunde lang, aber es kamen keine Gäste.

Vielleicht hatten sie sich verspätet.

## 15. KAPITEL

Ich stand mit Kelly im *Best Buy* und schaute mir eine Menge Dinge an, die ich mir nicht leisten konnte. Ich brauchte einen neuen Drucker, aber die Preise gefielen mir nicht. Glücklicherweise gab es immer noch *Craigslist*.

»Ich könnte dir ja einen neuen Drucker kaufen«, sagte Kelly. Sie hielt meine Hand. »Wir könnten es ein verfrühtes Geburtstagsgeschenk nennen.«

»Nein danke, das möchte ich nicht.«

»Du bist ein sturer Hund.«

»Man nennt das altmodisch.«

»Aber ich verdiene mehr Geld als du und möchte dir helfen. Was ist daran falsch?«

»Nichts. Aber das ist der springende Punkt, wo der altmodische Part ins Spiel kommt.«

»Du kannst eine Frau für dich nicht etwas kaufen lassen, was du brauchst.«

»So ähnlich«, sagte ich.

»Vom Mann wird erwartet, dass er stark ist und der Ernährer.«

»Du hast es kapiert.«

»Selbst dann, wenn der Ernährer nicht viel ernähren kann, nicht einmal sich selbst.«

»Selbst dann«, sagte ich.

»Ich finde, das ist nur so ein dummer Stolz«, sagte Kelly.

»Dummer Stolz ist alles, was mir geblieben ist«, sagte ich.

Wir schlenderten durch die TV-Abteilung und bewunder-

ten die riesigen Großbildschirme, die größer waren, als die Wand in meinem Apartment, und sauberer als meine Fenster. Ich sollte wirklich wieder mal putzen.

Und dann hörte ich ihn. Einen meiner alten Songs. Einen Song von mir zu hören, egal wo, zeigte stets Wirkung. Die Art der Wirkung hing dabei jeweils von meiner Stimmung ab. Wenn ich mich glücklich fühlte und mit der Welt eins, dann zauberte mir das Hören eines meiner Songs ein Lächeln ins Gesicht und erinnerte mich an die gute alte Zeit. Wenn meine Stimmung beschissen war, dann war das Hören eines meiner Songs genau das absolut Letzte, was ich hören wollte. Offenbar war dieser Elvis-Knabe überall. So kam es selten vor, dass ich nicht an meine Vergangenheit erinnert wurde.

In diesem besonderen Fall befand ich mich in einem ziemlich lauen Seelenzustand. Wir hatten uns gegenseitig ein bisschen aufgezogen, natürlich nur so zum Spaß. Sicher, meine Verlobten waren nie genau dass, was ich mir vorgestellt hatte, aber das nervte mich nie besonders, zumindest nicht jetzt. Der Song schien allerdings nicht aus den Lautsprechern des Ladens zu kommen. Ich nahm Kellys Hand, und wir suchten gemeinsam nach der Quelle.

Was ich fand, war höchst unerwartet.

Ich hatte natürlich von Rockband und Guitar Hero gehört. Jedem x-beliebigen Musiker in der Branche wären populäre Videospiele, in denen Rockbands und Rocksongs vorkommen, sofort aufgefallen. Es gab nicht mehr viel, was mich heutzutage noch vom Hocker reißen könnte, aber ich war zugegebenermaßen überrascht, das hier zu sehen.

»Elvis Presley: Rockband«, sagte Kelly, nahm eine der Boxen in die Hand und untersuchte die Rückseite. »Hübsch.«

Drei Jugendliche drängten sich um das Spiel, obwohl nur einer von ihnen tatsächlich eine Demo auszuprobieren schien. Damit meine ich, er benutzte eine Plastik-Gitarre

und drückte in rascher Folge mehrere Knöpfe, die sich auf dem Griffbrett der Gitarre befanden, während ein computergeneriertes Bild des Kings of Rock, Elvis Presley höchstpersönlich, *Jailhouse Rock* vor einer kreischenden und lärmenden Menge sang. Auf einer Seite des Bildschirms tauchten bunte Noten auf und verschwanden wieder. Ich vermutete, dass sich die Farben auf die farbigen Knöpfe auf dem Griffbrett bezogen. Es bestand kein Zweifel, das Ziel des Spiels bestand darin, die Knöpfe gleichzeitig mit dem Erscheinen der Musiknoten zu drücken, eine Simulation, als ob man echt Gitarre spielte.

Ich fand das faszinierend, vielleicht noch faszinierender, da das Spiel meine Musik benutzte. Es bestand auch kein Zweifel daran, dass ich mich mit den Tantiemen allein für dieses Spiel für den Rest meines Lebens zur Ruhe setzen könnte.

Aber Tote bekommen keine Tantiemen.

Das ist allerdings wahr. Tote können auch keine Klage einreichen. Vor Jahren, kurz bevor ich untertauchte, hatte ich mir ein kleines Vermögen zur Seite geschafft, um komfortabel davon leben zu können. Dieses kleine Vermögen war schnell aufgebraucht, zum Teil wegen meiner eigenen Fehleinschätzung und zum anderen durch den unverhohlenen Diebstahl meiner Finanzberater. Die waren in meinen Schwindel nicht eingeweiht gewesen und plünderten sofort mein Bankkonto, als die Nachricht von meinem angeblichen Tod publik wurde. Da das meiste meines Geldes schnell verschwunden war, sah ich mich gezwungen, richtige Arbeit anzunehmen, insbesondere Arbeit, die nichts mit der Musikbranche zu tun hatte. Ich antwortete auf eine Stellenanzeige und schon bald darauf landete ich bei einem ortsansässigen Privatschnüffler, für den ich anfang zu arbeiten. Die Arbeit machte mir Spaß und ich beschloss, dabei zu bleiben. Als es soweit war, meine eigene Lizenz

als Privatdetektiv zu beantragen – und dazu meine Fingerabdrücke genommen werden sollten – machte ich mir nur wenig Sorgen darüber, dass festgestellt werden könnte, dass sie einem gewissen, bereits verstorbenen Elvis Presley gehörten. Als ich 1977 umfangreiche Gesichtsoperationen an mir vornehmen ließ, hatte ich auch die Abdrücke aller zehn Fingern vertauschen lassen. Auf diese Art können die meisten Datenbanken meine Fingerabdrücke nicht identifizieren, und wenn ich Glück hatte, auch die des Justizministeriums in den frühen Achtzigern nicht. Meine List ging auf und ich erhielt meine Lizenz.

Jetzt, während ich zusah, wie der Junge zu einem meiner Songs abrockte, gingen mir die Tantiemen, die mir so fehlen, am Arsch vorbei. Ich wollte auch lieber Gitarre spielen.

Kelly zog mich am Arm und wollte, dass wir weitergingen, aber ich sagte ihr, ich wolle noch etwas bleiben. Sie sagte »schön« und ging weiter, um sich umzusehen.

Als *Jailhouse Rock* verklungen war und der Online-Avatar sich vor einer schreienden Menge verbeugte, drehte sich der Junge, der gespielt hatte, zu einem seiner Freunde um und sagte: »Schlag mich, Alter.«

Die Versuchung war gewaltig. Die Chance, einen meiner eigenen Songs zu spielen und dabei das computergenerierte Abbild von mir auf dem Bildschirm zu sehen, war einfach zu irren, um sie auszuschlagen.

»Spricht was dagegen, wenn so'n alter Kerl wie ich es mal versucht?«

Einer der Jungs lachte, vielleicht wegen meines Scherzes oder wegen mir. Oder beides. Der Junge, der gespielt hatte, zuckte die Schultern, reichte mir die Gitarrenimitation und zeigte mir sogar, wie ich sie handhaben müsse. Dann startete er für mich ein neues Spiel oder halt einen neuen Song, und bevor ich es wirklich wahrnahm, war der computeri-

sierte Elvis von etwa 1968 zurück auf der Bühne. Kelly, die sich wie ein Groupie präsentierte, stand wieder neben mir, schüttelte ihren Kopf und grinste.

»Warum bin ich nicht überrascht?, sagte sie. »Du hattest schon immer etwas für Elvis übrig.«

»Vielleicht ist er auch ein Männerschwarm«, sagte ich.

Auf dem großen Bildschirm vor mir erschienen Noten und verschwanden wieder. Sie reisten auf einer Art blauer Schnellstraße dahin und kamen mit großer Schnelligkeit auf mich zu. Ich schaute vom Schirm auf meine Hand und versuchte den dazu passenden Farbknopf zu drücken.

»Zu spät«, sagte der Junge, der mir geholfen hatte. »Sie müssen sie drücken, sobald sie erscheinen.«

Ich nickte und verstand. Der andere Junge lachte wieder, als ich auch die nächsten paar Noten verpasste. Verdammt, selbst die computerisierte Menge fing an, mich auszubuhlen.

»Ignoriere sie einfach«, sagte der erste Junge. »Sie werden das hinkriegen.«

Er erklärte mir noch mehr: Wenn eine Note den unteren Rand des Schirms erreichte, solle ich die Strum Bar betätigen, ebenso bei jeder Folgenote, um den Beat und die Melodie der Musik zu nutzen, um so herauszufinden, wann ich einsetzen musste.

»War doch einfach, stimmt's? Nein. Das Spiel, obwohl einfach genug, erforderte aberwitzig gewandte Finger. Vielleicht auch zu gewandt für meine alten Hände, aber ich wollte es einfach einmal probieren.

Schließlich waren das alles meine Songs, oder?

Nachdem es noch ein paar weitere Minuten lang nicht klappte und der andere Junge sich darüber amüsierte, gelang es mir schließlich, die Farbknöpfe auf meine Finger abzustimmen. Das Spielen dieses Dings war dann nichts

anderes als Rhythmus und Muskelgedächtnis. Glücklicherweise hatte ich jede Menge Rhythmus und sogar noch Reste meines alten Muskelgedächtnisses in meinen alten Fingern. Immerhin hatte ich mal mit einer echten Gitarre auf einer echten Bühne diese Songs gespielt.

Die Plastikgitarre fühlte sich gut an. Seit Jahrzehnten hatte ich keine Gitarre mehr in den Händen gehalten. Aber die alten Erinnerungen kamen wieder hoch. Zärtliche Erinnerungen. Und verdammt gute Erinnerungen.

»Hey, Sie schaffen es«, sagte der erste Junge.

»Nicht schlecht«, sagte Kelly und stieß mich leicht mit dem Ellbogen an. »Zumindest hat die Menge mit dem Bühnen aufgehört.«

Der Song nahm Tempo auf und die Noten und Farben kamen jetzt schneller auf mich zu. Meine Finger, inzwischen völlig aufgewärmt, flogen nur so über die farbige Tastatur. Ich schrammelte drauf los, wenn ich es musste. Ich konnte mir fast – fast – vorstellen, wieder auf einer Bühne zu stehen und das wirklich zu tun.

Eine Reihe von Jugendlichen hatte sich eingefunden und sie sahen mir zu. Der Junge, der mich ausgelacht hatte, lachte nun nicht mehr. Meine Finger, das wusste ich, waren wie verschwommen. Mein Vorteil war einfach: Ich kannte diesen Song wie im Schlaf. Verdammt, ich kannte sogar die Noten und die Griffe noch wie im Schlaf nach all den Jahren.

Ein paar Angestellte von *Best Buy* hatten sich inzwischen auch dazugesellt und ich konnte Leute hinter mir flüstern hören. Ich hörte, wie der erste Junge ihnen sagte, dass ich noch nie zuvor gespielt hätte. Jemand sagte: »Ausgeschlossen.«

*Nicht* ausgeschlossen, dachte ich.

Ich verdrängte sie alle aus meinem Kopf und beendete den

Song mit einem Tusch. Ich schrammelte und drückte die Knöpfe so schnell, dass ich wusste, dass meine Finger für die nächsten Wochen geschwollen und wund sein würden. Als der Song vorbei war und nachdem der letzte Knopf gedrückt war, wurde mir erst bewusst, dass ich nach Luft rang und die Gitarre genauso vor mir hielt, wie ich es unzählige Male auf der Bühne getan hatte. Der Schweiß stand mir auf der Stirn. Vielleicht habe ich auch dazu getanzt – wer weiß – und konnte mich einfach nur nicht daran erinnern. Ich war, wie man sagt, mit dem Song völlig eins gewesen und hatte alles um mich herum vergessen.

Als ich meine Augen öffnete und den Planeten Erde wiedergefunden hatte, starrte mich der erste Junge, der mir geholfen hatte, ungläubig an. Tatsächlich glotzte mich nun jeder an. Sogar Kelly. Die Gesichtsausdrücke reichten von Humor bis hin zu Überraschung.

Ich gab dem Jungen die Gitarre zurück, der mich immer noch anstarrte. »Ist was?«, fragte ich.

»Sie haben mit geschlossenen Augen gespielt«, sagte er.

»Das ist wahrscheinlich keine gute Sache, was?«

»Aber Sie haben wahnsinnig toll gepunktet und jede Note ohne Hinzuschauen getroffen. Das war unglaublich.«

Ich grinste. »Manchmal hat man Glück.«

## 16. KAPITEL

Ich war im Skippers, einer Bar in Hollywood, trank Newcastle direkt aus der Flasche, und dank einer Handvoll Vicodin Pillen arbeitete ich an einem richtig guten Rausch.

Alkohol und Vicodin. Das solltet ihr auf keinen Fall zu Hause nachmachen, Kinder!

Normalerweise nehme ich etwa fünf pro Tag, habe aber in letzter Zeit festgestellt, dass die Wirkung nachlässt. Ich fühlte mich gut, O.K., aber nicht toll, und manchmal kommen die Schmerzen schneller zurück als erwartet.

Das will ich nicht. Nein. Vielleicht sollte ich sechs oder sieben pro Tag nehmen. Die Idee gefiel mir außerordentlich. Ich fasste in meine Tasche und holte die Flasche mit den Pillen raus. Öffnete sie mit dem Daumen, nahm noch zwei weitere Pillen raus und schloss den Deckel wieder. Alles mit einer Hand, das soll mir mal einer nachmachen! Andererseits ist es etwas, worauf ich nicht wirklich stolz bin. Aber wie auch immer, ich spülte sie mit Bier runter.

O.K., jetzt sind wir also offiziell bei sieben pro Tag. Vor zwei Wochen noch war ich von vier auf fünf gegangen. Jetzt sind wir bei fünf bis sieben. Die Sprünge werden größer.

Nach zehn Minuten setzte der gewünschte Effekt ein. Gesegnete Schmerzfreiheit und außerdem ein stärkerer Kick als sonst, dank des Bieres. Plötzlich schien der Stuhl, auf dem ich saß, nicht sehr stabil. Irgendwie war er schief. Schon komisch, denn er war doch nicht schief, als ich mich draufsetzte, oder?

Nein, war er nicht. Aber sieben Vicodin sind viel. Zu viel. Und bald würden auch sieben nicht mehr ausreichen, oder?

Bald würde ich bei zehn, fünfzehn, zwanzig sein. Aber das macht dir ja nichts, oder? Hauptsache du fühlst dich jetzt gut. Es geht dir gut und du bist schmerzfrei und das Leben ist gar nicht so schlecht – wegen der Vicodins.

Scheiß' auf die Pillen. O.K., ich nehme das zurück.

Ich trank noch ein paar Biere und holte das gerahmte Foto aus meiner Tasche. Es war Miranda, klar, und sie schaute mich mit einem Augenzwinkern an, ein kleines Lächeln auf den Lippen, mit ihren hohen Wangenknochen, ihr Haar eine schwarze, glänzende Welle. Sie trug eine weiße Bluse, am Hals offen, und ich konnte hinter dieses Lächeln sehen. Ich sah das unsichere kleine Mädchen, das Minnie Mouse immer noch liebte.

Ich nahm noch ein Bier, starrte wieder auf das Foto und dachte erneut an meine eigene Tochter. Schon wieder. Und noch einmal.

»Ist das Ihre Tochter?«, fragte der Barkeeper. Er war ein älterer Mann mit einem dicken Schnurrbart.

»Nicht wirklich«, erwiderte ich.

Er grinste sich eins. »Sie ist sehr hübsch«, sagte er.

»Ja, stimmt.«

Im Hintergrund der Bar, bei einer kleinen Bühne, war irgendwas los. Ich achte immer auf Bühnen. Alte Gewohnheit. Sie stellten eine Karaoke-Maschine auf. Ach du lieber Gott.

Der Barkeeper ging wieder. Ich kehrte zum Foto zurück und trank von meinem Bier. Jemand sprach ins Mikrofon, um es auszuprobieren. Nach weiteren zehn Minuten begann jemand zu singen, irgendwas von Tom Petty. Ich mochte Tom Petty, hässlich wie er war, ich mochte ihn trotzdem.

Niemand folgte dem Tom Petty Song und deshalb füllte

der Karaoke-DJ die Stille, indem er *Love Me Tender* anstimmte, von... Elvis Presley. Und er versaute es total.

Angeekelt legte ich zwanzig Dollar auf den Tisch, stand auf, aber irgendwie stolperte ich über den wackeligen Stuhl. Ich fiel hin, hart und laut. Sofort war der Barkeeper an meiner Seite.

»Lassen Sie mich Ihnen ein Taxi rufen, Kumpel«, sagte er und half mir auf die Füße. »Oder Sie können sich hier hinten ein bisschen erholen.« Er zeigte auf ein paar Sitze vor der Bühne und zeigte auf den Sänger. »Nach ein paar Bierchen wird er besser.«

Ich murmelte etwas Beleidigendes in meinen Bart. Aber ich konnte – schien's – die Lautstärke nicht mehr richtig einschätzen. Der Barkeeper lachte. »Na, wenn Sie meinen, Sie können es besser, dann lassen Sie mal hören. Würde Ihnen sicherlich gut tun nach all dem Bier.«

»Nee, kann ich nicht machen«, sagte ich.

»Warum denn nicht?«

»Ich singe nicht mehr.« Das letzte Mal, als ich gesungen hatte, war für Beth Ann gewesen. Aber ich wollte das nicht zur Gewohnheit machen, besonders nicht, wenn ich einen sitzen hatte.

»Nicht mehr? Also haben Sie mal gesungen?«

Ich zögerte. »Ja.«

»Kommen Sie, wir sollten Sie ein bisschen nüchterner kriegen.« Er nahm meinen Arm und führte mich durch die überwiegend leere Bar rüber zur Karaoke-Bühne. Der DJ sang immer noch – und immer noch ganz entsetzlich.

»Hier ist einer für dich, Rick«, sagte der Barkeeper. Rick nickte und während er weitersang, warf er mir ein zweites Mikro zu. Leider sah ich drei Mikros. Ich griff nach dem mittleren und kriegte es nicht. Jemand in der Menge lachte. Ohne sich stören zu lassen, hob Rick es auf und drückte es

mir in die Hand. Er grinste ermutigend. Zur Hölle, ich war schon ermutigt. Aber ich war auch ebenso besoffen. Ich blickte dümmlich auf das Mikro. Ich hatte seit Jahren keins mehr gehalten. Seit Jahrzehnten. Ich schluckte schwer.

*Love Me Tender* tönte immer noch aus den Lautsprechern. Plötzlich war es mir egal, dass Rick Scheiße klang. Ich starrte immer noch auf das Mikro, die Menge klatschte lauter. Rick stieß mich an, versuchte mir in die Augen zu schauen, aber ich konnte den Blick nicht vom Mikro in meiner Hand abwenden. Das Mikro.

Der Song spielte weiter. Rick versaute ihn weiter. Er gab es auf, mich ermutigen zu wollen und ging zur gegenüberliegenden Seite rüber. Er distanzierte sich von dem betrunkenen Alten. Er musste was Entsprechendes gesagt oder auf mich gedeutet haben, denn die Leute brachen in Lachen aus. Sie lachten mich aus.

Ich starrte auf das Mikro. Der Song war zu Ende und Rick legte sanft seine Hand um meinen Ellenbogen und führte mich von der Bühne runter zurück zur Nische. Da saß ich dann, bis ich etwas nüchterner wurde, und die ganze Zeit dachte ich daran, wie perfekt und vollkommen natürlich sich das Mikro in meiner Hand angefühlt hatte.

## 17. KAPITEL

Ich befand mich in Detective Colberts Büro. Wir tranken beide Starbucks-Kaffee aus Pappbechern. Die Pappbecher waren von einer dicken braunen Papphülle ummantelt.

»Eine Frage an Sie, King«, sagte Colbert. »Warum stellen die nicht erst die Papphülle her, anstatt sie später aufzustecken?«

»So wie in *eingebaut*?«

»Ja, das ist es, *eingebaut*.«

»Macht zu viel Sinn«, sagte ich.

Er nickte. »An diesem Ort ergibt nichts irgendeinen Sinn.«

»O.K.«

»Wieviel haben Sie für die beiden Kaffees bezahlt?«, fragte er.

»Ich habe noch einen *Scone* dazu gekauft«, sagte ich.

»Was zum Teufel ist ein *Scone*?«

»Ist irisch, ich glaube für altbackenes Brot.«

»Wieviel also für zwei Kaffee und einen *Scone*?«

»Zwölf Mäuse«, sagte ich. »Und etwas Kleingeld.«

»Wenn Sie versuchen, mich zu bestechen, King«, sagte Colbert.

»Geben Sie mir einfach die zwölf Dollar und das Kleingeld.«

»Es ist gegen das Gesetz, einen Polizisten zu bestechen.«

Er hielt seinen Kaffee hoch. »Wie nennen Sie das?«

»Einen verdammt teuren Kaffee.«

»Genau. Was wollen Sie von mir, King? Sie kreuzen doch hier nicht ohne Grund mit einer Tasse Kaffee auf, die ihr Gewicht in Gold wert ist.«

»Ich arbeite am Fall Miranda Scott.«

Colbert war ein kleiner Mann mit einem dicken Hals. Seine Finger waren kurz und abgerundet, was meistens die besten Fäuste ergab. Diese Finger waren jetzt um den Pappmantel des Kaffees geschlungen und so geschützt vor dessen Hitze. Er schnaufte.

»Sie sind der dritte Privatschnüffler, der wegen diesem Fall hier hereinschneit, King. Zufällig bin ich ein sehr beschäftigter Mann, klar?«

»Wenn Sie nur etwas beschäftigter wären«, sagte ich, »dann wären Sie ein verschwommenes Etwas.«

Gedankenverloren suchte er den Deckel nach dem winzigen Trinkloch ab, fand es und schlürfte. »Das verdammte Zeug ist noch nicht einmal heiß«, sagte er.

Er zog die Hülle ab und warf sie in den Papierkorb unter seinem Schreibtisch.

»Scheint fast wie nackt«, sagte ich. »Ohne die Hülle.«

Colbert lehnte sich zurück und blickte mich an. »Sie kommen hier hereingeschneit, bestechen mich mit kaltem Kaffee und beleidigen meine Untersuchungsmethoden.« Er schüttelte den Kopf. »Sie haben Glück, dass ich Sie mag, King.«

»Was gibt's denn an mir nicht zu mögen?«

»Erstens mal, Ihr Akzent. Wie lange sind Sie eigentlich schon in Kalifornien?«

»Fast dreißig Jahre.«

»Dennoch klingen Sie immer noch so, als ob Sie besser Schweine hüten sollten.«

»Das ist mein südlicher Charme.«

Er schlürfte wieder seinen Kaffee, drehte sich dabei in seinem Stuhl und schaute hinaus auf Los Angeles. Wir waren im vierten Stockwerk des LAPD-Büros im Stadtzentrum. Ein Hubschrauber flog am Fenster vorbei und fing sich ein bisschen von der hellen Nachmittagssonne. Colbert nahm einen tiefen Atemzug. Kein echter Seufzer. Zum Seufzen war er einfach ein zu harter Kerl.

»Wir haben nichts«, sagte er. »Und wenn wir etwas hätten, dann wäre das doppelt so viel, wie wir jetzt haben.«

»Was nichts ist.«

»Sie haben es kapiert.«

»Keine Hinweise?«, fragte ich.

»Nur einen. Ein Nachbar sah einen weißen Kleintransporter am Straßenrand geparkt an dem Tag, als sie verschwand.«

»Nummernschilder?«

»Nö.«

»Beschreibung des Fahrers?«

»Weiß, männlich, das ist alles.«

»Niemand hat ihn angesprochen?«, fragte ich.

»Nö. Wurde einfach nur gesehen.«

»Und das ist alles?«, sagte ich.

»So weit, ja. Wir versuchen uns gerade alle vorzunehmen, die sie kannte. Aber niemand kann erklären, warum sie nach dem Besuch bei Trader Joe's nicht zurück nach Hause gefahren ist oder wo sie sein könnte. Allem Anschein nach ist sie wie vom Erdboden verschwunden.«

»Eine zufällige Entführung?«

Er zuckte die Schultern und hatte mir immer noch nicht in die Augen geschaut. Im Allgemeinen mögen Polizisten Privatermittler nicht. Deshalb hatte ich die Karte des net-

ten alten Mannes ausgespielt, der Kaffee mitbringt und versucht, niemandem auf die Füße zu treten. Ich brauchte ihn, und ich musste wissen, unter welche Steine schon geschaut worden war.

»Vielleicht«, sagte er. »Schwer zu sagen. Vielleicht ist sie einfach nur abgehauen.«

»Sie hat gerade einen Film beendet«, sagte ich. »Sie hat sicherlich eine Menge, wofür es sich lohnt zu leben. Das ist eine sehr aufregende Zeit in ihrem Leben. Warum sollte sie ausgerechnet jetzt davonlaufen?«

»Vielleicht hat sie den Druck nicht ertragen«, sagte Colbert.

»Schauspielerinnen zu sein, ist ihr Lebenstraum.«

»Gut, dann feiert sie eben mit ihren Filmpartnern auf Hawaii und hat es ihrer guten alten Ma einfach vergessen mitzuteilen.«

»Nur dass sie ihrer Mutter alles erzählt.«

»Sie glauben, sie erzählt ihrer Mutter von jedem Kerl, mit dem sie herummacht?«

»Tut das nicht jeder?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich denke immer noch, sie ist irgendwo da draußen und feiert. Vielleicht in Vegas. Sie wird schon wieder auftauchen.«

»Oder auch nicht.«

Er musterte mich für einen Moment aufmerksam. »Sie sind wegen der Akte hier«, sagte er. Er streckte seine kurzen Beine unter dem Tisch aus und überkreuzte die Fußknöchel. Er sah nicht wie ein Mann aus, der sich viel Mühe machte, um eine verschwundene junge Frau wiederzufinden. Vielleicht hatte er aber auch die richtigen Instinkte, und nur meine waren falsch.

»Gut«, sagte ich. »Vielleicht nur ein kurzer Blick.«

»Sie versprechen, dass Sie mir nicht in die Quere kommen?«

»Ich arbeite allein«, sagte ich. »Rein zufällig bin ich der geborene Selbststarter.«

Er dachte darüber nach und nickte. »Sie haben keinen schlechten Ruf, was das Auffinden von Vermissten angeht. Es könnte natürlich auch sein, dass Sie einfach nur verdammtes Glück haben.«

»Das sagen alle.«

»Sei's drum, wir können jede Hilfe gebrauchen.« Er schob die Akte zu mir über den Tisch. »Machen Sie sich eine Kopie. Sagen Sie niemandem etwas darüber. Unseren Bossen gefällt das nicht, wenn wir echte Polizeiarbeit an Privatschnüffler weitergeben.«

»Na klar.«

»Und King?«

»Ja.«

»Hat mal jemand die Bemerkung fallen lassen, dass Sie wie Elvis klingen?«

Ich nahm die Akte und erhob mich. »Ein oder zwei Mal.«

## 18. KAPITEL

Es war schon nach Feierabend und ich saß im Büro des Chefs von Trader Joe's. Mit Büro meinte ich die erhöhte Plattform am Eingang des Ladens. Ich denke, diese Offenheit des Chefbüros sollte wohl ein Gefühl von Vertrauen und Zusammenhalt zwischen Kunden und Angestellten suggerieren. Ich fürchtete allerdings, es würde eher weitere Gelegenheiten für Diebe sein. Aber dann... Was weiß ich schon. Ich bin ja nur ein kleiner Detektiv.

Der Geschäftsführer von Trader Joe's war ein dünner Mann mit blasser Haut. Da er absolut nichts Bemerkenswertes an sich hatte, was ihn von anderen unterschieden hätte, entschied ich, er bräuchte ein Tattoo. Oder ein Piercing. Etwas, irgendetwas, um ihn unterscheidbar zu machen. Sein Name war Ernie.

»Passen Sie auf«, sagte Ernie. »Tut mir leid, wenn ich unfreundlich klinge, aber ich habe das jetzt bestimmt schon ein Dutzend Mal gemacht. Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll, das nicht schon gesagt worden ist.«

»Verstehe«, erwiderte ich. Leute wie Ernie schlagen gern Türen zu. Leute wie ich öffnen sie gern. Das heißt, wenn ich nüchtern bin.

»Wissen Sie, ob irgendein Angestellter sich erinnert, sie gesehen zu haben?«

Der geschlossene Laden hinter mir war ein Bienenstock an Aktivität, als die Angestellten ausfegten, Regale auffüllten und sauber machten.

»Mann, sind Sie jemals während der Stoßzeiten hier gewesen?«, fragte er.

»Wahrscheinlich wie in Pamplona, nur ohne die Stiere, oder?«, erwiderte ich. Er fand mich nicht besonders lustig.

»Tut mir leid, Mr. King, aber niemand erinnert sich, sie gesehen zu haben.«

Das war nicht ganz die Wahrheit. Dem Polizeibericht zufolge, den ich mir nach mehrfachem Lesen gut eingepägt hatte, war sie von einem jungen Angestellten, der auf dem Parkplatz arbeitete, gesehen worden. Ernie war nicht ganz ehrlich zu mir. Ich fragte mich warum. Vielleicht wollte er nur schnell die Einnahmen zählen, Schluss machen und nach Hause gehen. Vielleicht.

»Ist Edward Rutherford heute hier?«, fragte ich. Ernie merkte, dass ich ihn erwischte hatte.

»Sie wissen von Ed?«, fragte er.

»Klar«, sagte ich.

Der Geschäftsführer trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Sehen Sie, ich will nur, dass das hier alles vergessen wird. Ich hab hier Polizisten rein und raus gehen sehen während der ganzen letzten Woche, nicht zu vergessen eine Handvoll von PrivatDetectiven wie Sie oder wie auch immer sie sich nennen.«

»Ich bevorzuge Ermittlungsingenieur.«

Aber er hörte mir nicht mehr zu. »Wie auch immer, es ist wirklich störend. Ich sollte jetzt die Kassen überprüfen, aber schon wieder habe ich mit dieser Sache zu tun.«

»Es kommt sehr ungelegen«, sagte ich, »wenn jemand verschwindet.«

»Ja, verdammt, es kommt ungelegen.«

»Es ist sicherlich weniger ungelegen, als entführt und ermordet zu werden.«

»Niemand hat etwas von Mord gesagt.«

»Nein, jetzt noch nicht«, sagte ich. »Aber es wird mit je-

dem Tag wahrscheinlicher. Und es passierte auf ihrem Geschäftsgelände. Stellen Sie sich vor, wie das bei den Kunden ankommt, wenn es bekannt wird. Reden wir mal über Ihren Ruf, Ernie. Sie meinen, Detective sind unfreundlich? Warten Sie nur, bis die Zeitungen davon Wind kriegen.«

Alle Farbe wich aus seinem Gesicht und er wurde immer blasser, bis er weiß wie Schnee schien. »O.K., wir müssen sie finden«, sagte er endlich.

»Das ist genau meine Meinung«, erwiderte ich.

»Ich hol Edward.«

»Sehr gute Idee.«

## 19. KAPITEL

Edward war ein schlaksiger Junge, der verblichene Jeans trug, ein rotes Hawaii-Hemd und einen mürrischen Gesichtsausdruck. Ich stellte mich vor und erklärte ihm, warum ich hier war. Er zuckte die Schultern. Offensichtlich war er nicht gerade erfreut. Ich fragte ihn, ob er mir zeigen könne, wo er Miranda am Abend ihres Verschwindens gesehen hatte. Er zuckte wieder die Schultern und nickte nur.

»Da drüben«, sagte er mit monotoner Stimme. Er ging voraus durch die automatische Vordertür, die Ernie für uns offen gelassen hatte, und weiter nach draußen über den in zwischen fast leeren Parkplatz.

Trader Joe's ist kein großer Einkaufsmarkt, war aber dennoch für Großunternehmen attraktiv. Der kleine Parkplatz, der sich bis hinter den Markt erstreckte, war oft übervoll mit parkenden Autos ausgelastet. Dazu kamen noch die, die zwischen den Parkreihen auf einen freiwerdenden Platz lauerten.

Edward führte mich an einer langen Reihe roter Plastikeinkaufswagen vorbei, bog dann nach rechts ab und führte uns zu einem Parkbereich hinter dem Markt. Hinter dem Gebäude zeigte er auf den zweitletzten Stellplatz, der an einen leicht ansteigenden Erdwall grenzte.

»Ich habe sie dort parken gesehen.«

Ich nickte. Laut Polizeiakte war es tatsächlich der Ort, wo Mirandas Fahrzeug gefunden wurde. So weit, so gut. Aber etwas Neues habe ich nicht erfahren.

Ich schaute mir diesen hinteren Teil des Parkplatzes noch

eine Weile an. Gegenwärtig parkten drei Autos dort. Eins von ihnen war völlig verstaubt und schien stillgelegt. Auf der anderen Seite des Parkplatzes befand sich die Anlieferungsrampe des Marktes. Auf der Rampe waren leere Holzpaletten gestapelt und kaputte Einkaufswagen willkürlich abgestellt. Aus zwei übervollen Müllcontainern ragten zum Bersten gefüllte Abfallsäcke und plattgedrückte Pappkartons hervor. Zwischen den Containern schlief eine obdachlose Frau. Es sah irgendwie heimelig aus, wirklich.

»Als was arbeitest du denn bei Trader Joe's?«, fragte ich Edward.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich arbeite als Einpacker.«

Ich nahm einen auffälligen Mangel an Stolz in seiner Stimme war.

»Du packst da drinnen Lebensmittel in Tüten?«, fragte ich.

»Ja.«

»Aber du hast gesehen, wie sie hier draußen parkte?«

»Ja. Manchmal wechseln wir uns beim Einsammeln der Einkaufswagen ab.«

»Wann ist sie denn angekommen?«

Er dachte nach. »Ich fing um vier an, zu arbeiten. Und das war irgendwann vor meiner ersten Pause. Wahrscheinlich so um sechs.«

»Hast du sie auch weggehen sehen?« Ich wusste die Antwort bereits. Laut eigenen Angaben im Polizeibericht hatte Edward sie nicht weggehen sehen.

Aber jetzt zögerte er... offenbar war da etwas. Er schaute weg und biss sich auf die Lippe. Vielleicht war es etwas, was nicht im Polizeibericht stand?

»Na ja, ich war gerade beim Einpacken, als sie wegging. Vielleicht hatte ich sie weggehen gesehen, aber ich bin mir

nicht sicher. Um diese Zeit haben wir immer viel zu tun, wissen Sie.«

»Davon habe ich gehört«, sagte ich. »Aber du hast sie doch weggehen sehen, Edward?«

Er antwortete nicht. Er schaute weg, irgendwohin in die Ferne. Schwer zu sagen im Dunkeln. Er holte Luft, um zu sprechen, sagte aber nichts.

»Hör zu. Du hast nichts Falsches getan«, sagte ich. »Wahrscheinlich hatten sogar die meisten Männer im Supermarkt ein Auge auf sie geworfen. Das ist nichts Schlimmes. Das ist nur menschlich.«

Er nickte. Wir hüllten uns wieder in Schweigen. Dann sagte er: »Bleibt das unter uns?«

»Ich kann weit und breit niemand anderes sehen, außer einer alten Dame, die zwischen den Müllcontainern schläft. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass sie entweder bekifft oder betrunken ist, oder auf ihren Freund Ernie wartet, dass er von der Arbeit kommt.«

Edward lachte, sagte aber immer noch nichts.

»Was hast du gesehen, Edward?« drängte ich ihn.

»Es war vielleicht nichts«, sagte er schließlich.

»Vielleicht ist mehr, als was wir bisher haben.«

»Ist nur so'ne Vermutung«, sagte er.

»Von Vermutungen lebe und sterbe ich.«

»Ich habe es der Polizei nicht gesagt...« Er hielt inne.

»Weil du nicht wolltest, dass die erfahren, dass du sie heimlich beobachtet hattest.«

Er holte tief Luft. Diesmal, als ob man ihm einen Zahn ziehen würde. Schließlich sagte er: »Da war so'n Typ, ein Penner. Der hat sie auch beobachtet.«

Mein Puls wurde schneller. Oben in den Hügeln rauschten die Zweige der Bäume im leichten Wind. In den Häusern

funkelten Lichter, die hinter den sich bewegenden Ästen zum Vorschein kamen und wieder verschwanden.

»Woher weißt du, dass er ein Penner war?«

»Ich habe ihn vorher schon draußen gesehen, wie er um Geld bettelte.«

»O.K., er war also ein Penner. Jede Menge Leute haben sie beobachtet, Edward. Das haben wir doch schon klar gestellt.«

»Ich weiß.«

»Außerdem warst du beschäftigt und hast sie nicht weggehen sehen. Stimmt's?«

»Ja, ich weiß«, sagte er. »Aber als ich wieder hinschaute, war sie weg... und er auch. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er ihr gefolgt war.«

»O.K.«, sagte ich und holte zur Abwechslung mal selbst tief Luft. »Erzähl mir von ihm.«

Das tat er dann auch.

## 20. KAPITEL

» Also, warum hat dieser Edward der Polizei nichts von dem Penner erzählt?«, fragte mich Kelly, meine hin- und-wieder Freundin.

Wir waren in meinem Appartement und kochten zusammen was Warmes zum Abendbrot. Ich bin kein großer Koch, habe aber ein paar Spezialitäten zu bieten. Eine davon sind Spaghetti, und die kochten wir gerade. Momentan kochte zwar das Wasser schon, aber die Pasta war noch hart und durchscheinend und sah nicht sehr appetitlich aus. Das würde sich bald ändern. Ach ja, der Zauber der Spaghetti.

»Und damit zugeben, dass er ihr gefolgt war?«, fragte ich. »Wie unschuldig das auch immer war, es war Stalking. Und das sieht nicht gut aus.«

»Warum hat er dann nicht irgendwas erfunden?«, fragte sie.

»Und die Polizei anlügen. Das kommt nicht gut an, wenn man die Bullen anlügt. Besonders wenn man darin ungeübt ist.«

»Aber warum hat er es dann dir erzählt?«

»Ich bin nicht die Polizei. Er fühlte sich besser in meiner Gegenwart. Und ich denke, er fühlte sich schuldig.«

»Schuldig?«, fragte sie.

»Ja schuldig, weil er die Information nicht weitergegeben hatte, die vielleicht geholfen hätte, sie zu finden.«

»Und dann erzählt er es dir jetzt, eine Woche später?«

»Besser spät als nie«, erwiderte ich.

»Aber der kleine Scheißer könnte zu lange gewartet haben.«

Kelly hatte immer noch ihren cremefarbenen Hosenanzug an. Sie kam direkt aus der Sitzung mit einigen höherrangigen Managertypen der Paramount Studios. Sie denkt, dass der Anzug sie dick aussehen lässt. Ich fand, dass er sie sehr appetitlich aussehen ließ. Aber es interessierte sie nicht, was ich dachte. Als sie aus ihrem Weinglas trank, hinterließ ihr Lippenstift einen sehr sexy Abdruck auf dem Rand.

»Was wirst du mit diesem Hinweis machen?«, fragte sie.

»Den Penner finden, ihn befragen.«

»Meinst du, er hat ihr was getan?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich.

»Und wie willst du ihn finden? Wir sprechen immerhin von einem Penner.«

Ich musste grinsen. »Ich werde mir was einfallen lassen. Bin schließlich ein As als Detektiv.«

»Ja, das erzählst du mir häufiger.«

Ich rührte die kochenden Spaghetti um, die jetzt langsam weicher wurden.

Kendra, die Wunderkatze, saß oben auf dem Kühlschrank und beobachtete die Show unten, manchmal zuckten ihre Schnurrhaare. Ihre glühenden gelben Augen blieben wachsam, falls ich plötzlich doch eine Dose Tunfisch öffnen und ihr hinstellen sollte.

»Kendra liebt dich«, sagte Kelly.

»Sie muss mich lieben«, erwiderte ich, und fügte eine Prise Salz zu. »Ich kann Futterdosen öffnen.«

Kelly saß auf einem Stuhl und stützte die Ellenbogen auf die Arbeitsplatte meiner Frühstückstheke, die momentan gleichzeitig Bartheke war. Die Bartheke reichte teilweise über meine Spüle und erlaubte ihr so, jede meiner Bewegungen zu beobachten. Was für ein Glück für sie. Im Augenblick labte sie sich an einigen übrig gebliebenen Maischips

von Titos Tacos und trank ihr drittes Glas Weißwein. Ihre Augen hatten schon den unklaren Blick, der anzeigte, dass sie einen in der Krone hatte.

»Du bist ganz schön anmutig, Aaron King, wenn du dich anstrengst. Bist du sicher, dass du nicht mal Tänzer warst in einem früheren Leben?«

»Bin ich mir sicher.«

»Warum gehen wir eigentlich nie tanzen?«

»Ich bin zu alt zum Tanzen. Könnte mir die Hüfte brechen oder was anderes.«

Sie grinste, trank noch ein bisschen Wein und begann einen Song vor sich hin zu summen. Rubbernecking, was so viel heißt wie einem schönen Arsch hinterher gucken... von einem Elvis Aaron Presley. Einer meiner Lieblingssongs. Ich rührte immer noch in den Spaghetti. Sie wurden immer weißer und immer appetitlicher.

»Was denkst du denn nun, was dem Mädchen passiert ist?«, fragte Kelly.

»Ich fürchte, irgendwas Schlimmes ist ihr passiert.«

»Kannst du ihr helfen?«

»Ich versuche es.«

»Und dein Versuch ist...«

»Richtig verdammt gut«, beendete ich den Satz.

»Du wirst sie finden, richtig?«

»Tot oder lebendig«, erwiderte ich.

Ich goss die Spagetti in ein Sieb und danach in eine große Plastikschüssel. Die Spagetti waren jetzt weiß und appetitlich, nicht zu vergleichen damit, wie sie noch vor ein paar Minuten ausgesehen hatten.

»Wie zaubern«, sagte ich. »Erst hart und geschwollen, in der nächsten Minute weich und nachgiebig. Du weißt schon, dass wir hier über Spaghetti reden, oder?«

»Ja klar. Siebenjährige können Spaghetti kochen.«

»Nein«, erwiderte ich. »Sie können zaubern.«

## 21. KAPITEL

»Lassen Sie uns heute über Ihren verstorbenen Bruder reden«, sagte Dr. Vivian.

»Ich hatte nie einen Bruder«, erwiderte ich.

»Doch, hatten Sie«, sagte sie ruhig. »Neun Monate lang, im Mutterleib. Sie hatten einen Zwilling Bruder.«

Es war kurz nach neun am Morgen. Sonnenlicht schien durch die teils geöffneten Jalousien. Diesmal gab es kein aufregendes Drama mit Katze und Vogel. Jedenfalls noch nicht.

Ich sagte: »Ich sehe, Sie haben etwas nachgeforscht.«

»So wie Sie, Mr. King.«

»Was meinen Sie?«

Sie lehnte sich zurück. »Ich habe mich auf Zwillingforschung spezialisiert. Das wussten Sie. Und zweifellos war das der Grund, warum Sie mich als Ihre Therapeutin ausgewählt haben.«

»Ich habe Sie ausgewählt, weil Sie eine Sünde Wert sind.«

Sie ignorierte das. »Darüber hinaus wissen Sie vielleicht, dass ich selbst ein Zwilling bin. So wie Sie.«

Ja, war ich. Neun Monate lang, wie sie gesagt hatte. Plötzlich versagte meine Stimme. »Aber er wurde tot geboren«, sagte ich.

»Aber er war mit Ihnen im Mutterleib am Leben. Er hat neun Monate gelebt. Sie hatten einen Zwilling Bruder.«

Ich ertappte mich dabei, wie ich durch die teils geöffneten Jalousien aus dem Fenster auf einen sich leicht hin und her bewegenden Ast starrte. Ich nahm ihn ins Visier und ver-

folgte jede seiner Bewegungen bis ins kleinste Detail. Während ich ihm so zusah, konnte ich meinen eigenen Herzschlag hören. Und während ich über den Ast nachdachte, verlor ich mich in Gedanken an seine Maserung und seine Bewegungen. Und während ich meinem Herz lauschte, wie es stetig in meiner Brust schlug, hörte ich noch etwas. Etwas nicht völlig Unerwartetes.

Immerhin hatte ich es schon mal gehört.

Da war noch ein Herzschlag, ein winziger Herzschlag, der sich seinen Weg durch alle Zeiten hindurch bahnte, durch die Tiefen meiner Seele bis in mein Unterbewusstsein. Er wollte gehört werden.

Es war nicht mein eigener Herzschlag.

Es war der Herzschlag von jemandem, der mir sehr nahe gewesen war. Der Herzschlag von jemandem, der mir gestohlen worden war. Der Herzschlag von jemandem, den kennenzulernen ich nie das Vergnügen hatte.

Dr. Vivian beobachtete mich. Ich fühlte, wie ihre großen Augen auf mir ruhten. Aber sie sagte nichts. Sie ließ mich die Probleme selbst verarbeiten, die ihre Worte in mir geweckt hatten. Der Ast vor dem Fenster wippte auf und ab, kratzte hin und wieder an der Außenwand des Gebäudes, gelegentlich auch am Fenster, und erzeugte dadurch quiet-schende, schrille Laute wie Fingernägel auf einer Schultafel.

Dr. Vivian lehnte sich nach vorn. »Wie fühlen Sie den Verlust Ihres Bruders, Mr. King?«

Ich holte Luft. Meine Augen brannten von den salzigen Tränen, die wie ein Schleier auf ihnen lagen. »Ich denke, es ist eine echte Schande, dass der Kleine nie seine Mutter kennengelernt hat«, sagte ich.

Sie blieb still. Der Ast aber nicht. Er quietschte und kratzte weiter. Die Laute drangen in das kleine Büro und über-

tönten für einen Moment die winzigen Herzschläge in meinem Kopf.

Ich sagte: »Ich denke, es ist eine echte Schande, dass er, während ich mit ihr im Krankenhaus lag, auf irgend so'nem Berghang begraben wurde, allein gelassen, um in der Kälte, dem Dreck und der Leere zu verrotten.«

Dr. Vivian verzog keine Miene.

»Ich denke, es ist eine echte Schande, dass er nie mit mir spielen konnte, oder mit mir lachen, oder mit mir gemeinsam aufwachsen, oder...«

Die Worte gingen mir aus. Tränen verschleierten mir die Sicht.

»Oder mit Ihnen singen«, beendete Sie meinen Satz, irgendwie meine Gedanken lesend.

»Ja, gnädige Frau«, sagte ich. »Ich glaube... ich glaube, ich hätte sehr gern mit meinem älteren Bruder Jessie zusammen gesungen. Er war der Erstgeborene, wissen Sie. Er war mein älterer Bruder. Und ich glaube, er hätte eine echt gute Stimme gehabt.«

»Um wie viel älter war er denn?«

»Dreißig Minuten«, sagte ich. »Und man sagt, er habe nicht einen einzigen Atemzug getan.«

»Geben Sie den Ärzten die Schuld, dass sie ihn nicht gerettet haben?«

»Der Arzt war ein guter Mann. Er wusste, dass Jessie offenbar verloren war und konzentrierte sich deshalb darauf, wenigstens mich zu retten.«

»Was, wenn Sie der Erstgeborene gewesen wären?«, fragte sie leise.

»Dann wäre ich da oben auf dem Hügel begraben, gnädige Frau«, sagte ich. »Und mein Bruder hätte die Chance zu leben gehabt. Er hätte vielleicht alles anders gemacht.

Er wäre vielleicht ein wunderbarer Vater und wunderbarer Ehemann geworden und hätte sicherlich nicht sein Leben ruiniert.«

»Fühlen Sie sich schuldig, dass Sie leben?«

»Irgendwie schon.«

»Weil Jessie vielleicht alles anders gemacht hätte?«

»Nein. Weil Jessie vielleicht alles besser gemacht hätte.«

## 22. KAPITEL

Während ein leichter Regen angenehm an meine gläserne Terrassentür platschte, saß ich mit einem kalten Bier in der Hand auf dem Sofa. Ich drückte Play auf der Fernbedienung meines DVD-Geräts, um mir einen Film anzusehen, der hieß: »Manche mögen es nicht heiß«.

Klang interessant. Es war Mirandas erster Film, gedreht als sie gerade achtzehn Jahre jung war, taufrisch sozusagen. Es geht um eine Bande Bankräuber, die sich als Frauen verkleiden und auf ihrer Flucht am Ende eine Bankangestellte kidnappen. Die Angestellte ist natürlich Miranda, und die Gangmitglieder konkurrieren um ihre Zuneigung, und das alles, während sie auf der Flucht vor dem Gesetz sind.

Zwei Stunden und ein Sechserpack Bier später legte ich Film Nummer Zwei ein, der »Die Furt« hieß. Es war ein spannender Thriller, aber ein bisschen zu gewalttätig für meinen Geschmack. Miranda spielt eine Frau, die von einem Serienmörder gekidnappt und in seinem Keller gefangen gehalten wird. Sie schafft es fast, sich zu befreien, wird aber dann nach einer schiefgelaufenen Polizeibefreiungsaktion getötet.

Drei Whiskeys später war ich bei ihrem dritten Film und verlor schnell die Fähigkeit, die Handlung zu verstehen. Dieser hier schien davon zu handeln, dass eine Studenten-Party an der Universität aus dem Ruder lief. Oder auch nicht, je nachdem, auf wessen Seite man war. Da gab es eine Menge Brüste, Tiere von Bauernhöfen und viel zu viel haarige Kerle für meinen Geschmack. Obwohl dieser Film keine große Charakterrolle bot, spielte Miranda ihren Part bewundernswert gut und am Ende gewann der Langweiler

der Gruppe Mirandas Herz, indem er den großen Dummen beim Pokerspielen besiegte. Das hatte ich auch alles schon erlebt.

Nach sechs Stunden langweiligen Blödsinns stellte ich die Glotze ab und schwankte rüber ins Bad. Danach setzte ich mich an meinen Computer und verbrachte die nächsten beiden Stunden damit, im Internet alles über Miranda Scott rauszukriegen, was ich finden konnte. Am Ende, nach dem Überfliegen von hunderten von Artikeln und dutzender nicht offizieller Webseiten, war ich dem Ziel, sie zu finden, nicht nähergekommen als zu Beginn des Abends.

Aber ich war gründlich, verdammt! Besoffen, aber gründlich.

## 23. KAPITEL

Es war mittags und der Tag war angenehm warm. Ich trug Jeans, ein Polohemd und hatte weiße Sportschuhe an. Nach einem kurzen Halt in einem Zoogeschäft, in dem ich mein neues glänzendes Verbrechensbekämpfungswerkzeug kaufte, parkte ich mein Auto auf dem Parkplatz von Trader Joe's neben der Stelle, wo Mirandas Auto gefunden wurde.

Ich blieb in meinem alten Auto sitzen, in der drückenden Hitze studierte ich die Umgebung. Ich wusste, dass sich Mirandas Auto auf einem Abschlepphof der Polizei befand und gründlich von der Spurensicherung untersucht wurde. Ich wünschte ihnen viel Glück dabei. Sie war allein hier angekommen und dann mit einem anderen Transportmittel weggefahren. Ich war mir sicher, dass in ihrem Fahrzeug nichts zu finden war, obwohl man da nie sicher sein konnte. Könnte ja auch sein, dass sich ihr Angreifer mit einer Hand auf der Motorhaube abgestützt oder durch Unachtsamkeit ein Nasenhaar verloren hatte. Man wird sehen.

Laut Polizeiakte war nicht bekannt, was sie an diesem Tag im Trader Joe's gekauft hatte. Ihre Kreditkarte wies keine Umsätze auf, deshalb hatte man angenommen, sie habe bar bezahlt. Ihre Handy-Anruferliste ließ auch nichts Auffälliges erkennen. Etwa eine Stunde, bevor sie zum Supermarkt fuhr, hatte sie eine gute Freundin angerufen. Diese Freundin war natürlich auch schon gründlich befragt worden. Wie sich herausstellte, dauerte der Anruf nicht länger als drei Minuten, halt nur ein Anruf, um schnell ›Hallo‹ zu sagen. Mirandas letzter Hallo-Anruf.

Wo waren aber die Einkäufe abgeblieben? Weder im noch am Auto wurden welche gefunden. Das Auto selbst war verschlossen und alarmgesichert. Das bedeutet, sie musste sie mitgenommen haben, wo immer sie hingegangen sein mochte.

Was wiederum bedeutete, dass sie nicht zu ihrem Auto zurückgekehrt war.

Es gab eine Außenüberwachungskamera, die aber ausschließlich auf den Eingang gerichtet war, was aber nur Detective Colbert wusste. Laut Aussagen des Detectives konnte man Miranda sehen, wie sie das Geschäft durch die automatischen Türen betritt. Neunzehn Minuten später kommt sie allein heraus, in der Hand eine Einkaufstüte. Zehn Sekunden später folgt ihr tatsächlich ein Mann, groß und blond, der vielleicht ein Penner war oder auch nicht. Jedenfalls hatte der blonde Typ den Laden etwa fünf Minuten vor Miranda betreten. Deshalb hatte die Polizei ihn von der Liste der Verdächtigen gestrichen, sogar als Person von besonderem polizeilichem Interesse.

Aber ich wusste es besser. Ich wusste, dass der Mann zweifellos derselbe war, der Penner, den Ed beobachtet hatte, wie er Miranda schon im Laden gefolgt war, derselbe, der für sie nach dem Betreten des Ladens ein starkes Interesse entwickelt hatte. Er war ihr nach draußen gefolgt und was danach geschah, wusste ich nicht, außer dass sie offensichtlich wie vom Erdboden verschluckt war.

Gut, ich wusste nicht, was ihr zugestoßen war, aber ich kam zu dem Schluss, dass es der Penner offenbar wusste.

Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens herrschte im Supermarkt reger Betrieb. In dieser Zeit haben Autos den Parkplatz nach freien Plätzen durchkämmt. Da ich hier selbst einkaufte, kannte ich das Gefühl der Verzweiflung auf der Suche nach einem freien Platz. Deshalb war es unwahrscheinlich, dass sie hier strampelnd und schreiend in ein

unbekanntes Fahrzeug gezerzt worden war. Es hätte einfach zu viele Zeugen für eine solch dreiste Entführung gegeben.

Was bedeutet das also?

»Das bedeutet, sie kannte den Typen«, sagte ich zu mir selbst.

*Woher willst du wissen, dass es ein »er« war?*

»Ich hab so eine Ahnung.«

Keine Einkäufe im Auto. Keine steckenden Autoschlüssel. Keine Anzeichen für ein Handgemenge. Kein Bericht über Fremdeinwirkung, kein Bericht über eine junge Frau, die Hilfe brauchte und kein Bericht über eine Entführung.

Deshalb kam Detective Colbert zu dem Schluss, dass sie sich von selbst auf und davon gemacht habe, eine zweiundzwanzigjährige Ausreißerin.

Das war eine nette Theorie und machte seinen Job leichter.

Aber ich hatte eine andere Theorie. Andererseits war meine Theorie noch in Arbeit.

Ich stieg aus meinem Auto und schloss die Tür hinter mir. Hitzewellen strömten mir vom aufgeheizten Asphalt entgegen. Es gab keinen Grund, den Tatort zu untersuchen – wenn es überhaupt einen Tatort gab – da er bereits gründlich von der Spurensicherung abgesucht worden war. Fazit war: Nicht ein einziger materieller Beweis wurde gefunden.

Zu dieser Stunde war es im Trader Joe's ruhig. Die ideale Zeit zum Einkaufen. Ich schlenderte die lange Schlange der Einkaufswagen entlang und vorbei an den automatischen Türen. Ich ging nicht hinein, sondern weiter, bis ich mich auf einem Fußweg befand, der vor dem Supermarkt verlief. Die Straße hieß Rowena Avenue.

Nun, wenn ich ein Penner wäre, welche Richtung würde ich einschlagen?

Auf der anderen Straßenseite befand sich ein noch größerer Supermarkt. Obwohl er größer war, hatte ich den Eindruck, dass er nicht so populär wie Trader Joe's war. Ich schaute mich weiter um. Es gab drei, ja drei Videotheken, jede nur einen Steinwurf von der anderen entfernt. Lebensmittelläden, Videotheken, ja. Penner, nein. Die Straße war, soweit ich das erkennen konnte, gegenwärtig pennerfrei. Das hieß nicht, dass sie nicht in der Nähe waren. Irgendwo. Versteckt. Saufend. Herumlungernd.

Silver Lake besteht hauptsächlich aus jungen Hollywood-Typen: Regieassistenten, Fernseh-Autoren, Nachwuchsschauspielern und Filmstudenten. Von diesen Jungstars mal abgesehen, ist auch diese Gegend nicht immun gegen die sich verschlechternde Wohnlage. Wenn du also irgendwo obdachlos wirst, warum dann nicht gleich hier im sonnigen Kalifornien? Sand, Sonne und Miezen. Und genügend Geld im Umlauf, um satt und glücklich zu bleiben.

Es wurde ein warmer Tag und die Sonne schien mir heiß ins Gesicht. Zwischen meinen Schulterblättern begann sich Schweiß zu bilden. Die geringste Bewegung würde wahrscheinlich die angesammelten Schweißperlen zum Tropfen bringen.

Wenn ich ein Penner wäre, wohin würde ich also gehen?

Meine Augen scannten die Umgebung ab. Ich sah einen kleinen, heruntergekommenen Mini-Markt etwa einen halben Block entfernt. Auf einem handgemalten Schild stand einfach nur ›Spirituosen‹. Die Wand, die ich sehen konnte, war über und über mit Graffiti beschmiert. Ich zweifelte nicht daran, dass auch die anderen Wände so aussahen. Ein dürrer Schwarzer hockte in der Nähe eines Münzfernsprechers, der sicher nicht mehr funktionierte, und daneben parkte ein übervoller Einkaufswagen. Es war nicht überra-

schend, dass der Einkaufswagen nicht voller Lebensmittel war.

Wenn ich ein Penner wäre, wüsste ich jetzt, wo ich hingehen würde. Natürlich zu einem pennerfreundlichen Spirituosenladen.

## 24. KAPITEL

Der Schnapsladen war runtergekommen. Der Boden dreckig, zu wenig Platz zwischen zu vielen Regalen, und die waren dann auch noch rümpelig. Wenn mir der Laden gehörte, würde ich mich dafür schämen. Der Mann hinterm Tresen, ein sehr kleiner, älterer koreanischer Mann, schien sich nicht zu schämen. Stattdessen schien er eher an der Zeitung interessiert, die er las. Auf dem Brett hinter ihm stand der flackernde Schwarz-Weiß-Bildschirm einer Überwachungsanlage. Darin konnte ich mich selbst sehen, wie ich am Tresen stand mit meinem attraktiven vollen Schopf grau-brauner Haare, ein bisschen zu schwer vielleicht. Aber man weiß ja, was gesagt wird: Die Kamera lässt einen immer zehn Pfund dicker aussehen.

Ich blieb am Tresen stehen und der kleine Mann las weiter in seiner Zeitung – es kümmerte ihn nicht, er sah nicht mal auf. Lag vielleicht daran, dass ich nichts auf den Tresen gelegt hatte. Ruhig blätterte er um.

Ich räusperte mich. Er blätterte weiter. Ich griff einen hausgemachten Erdnussbutterkeks, eingepackt in Cellophan, und schob ihn über den Tresen. Er sah rüber. »Macht zwei Dollar«, sagte er.

Mir fiel auf, dass der Aaron King auf dem Bildschirm jetzt ein bisschen ärgerlich aussah. Schon gut aussehend, aber ärgerlich. Ich machte ihm daraus keinen Vorwurf. Zwei Dollar für einen Erdnussbutterkeks war reiner Wucher. Ich öffnete meine Geldbörse.

»Es soll hier in der Gegend einen Penner geben«, begann ich.

Der Mann war schon wieder in seine Zeitung vertieft.  
»Hier sind immer Penner in der Gegend.«

»Aber der hier ist groß und blond und trägt einen Pferdeschwanz. Er hat meistens einen Hund bei sich.«

Der Hund war sein Trick. Verdreifachte wahrscheinlich seine Einnahmen. Der Angestellte sah von der Zeitung auf und sah mich zum ersten Mal an. Er grinste. »Ich schätze, Sie brauchen noch einen Keks. Sie wachsen bestimmt noch.«

»Ach, Mann«, antwortete ich.

Ich legte einen Zwanziger auf den Tresen. Er lächelte jetzt richtig und griff danach. »Klar«, sagte er. »Der kommt hier immer rein und kauft Single Malt Whiskey. Den guten. Der Hund ist eine gute Geschäftsidee.«

»Kauft er auch mal was für den Hund?«

»Sehe ich aus, als wenn ich Hundefutter verkaufe?«

»O.K., gute Antwort«, sagte ich. »Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Vor 'ner Stunde.«

Mein Puls stieg sofort steil an. »Irgendeine Idee, wohin er ging?«

»Meinen Sie, ich wüsste, wohin jeder Penner geht?«

»Na gut«, erwiderte ich. »Können Sie mir wenigstens die Richtung angeben, in die er gegangen ist?«

»Nur für noch 'nen Keks.«

»Sie sind unglaublich.«

Ich legte noch fünf Dollar auf den Tresen und er zeigte mit seinem Daumen nach links. Ich griff mir meine drei fünfundzwanzig-Dollar-Erdnussbutterkekse und machte mich auf die Socken.

## 25. KAPITEL

Ich ging in der brütenden Mittagshitze die Rovena entlang in Richtung Westen und blinzelte durch die Gläser meiner Motorradpolizisten-Sonnenbrille, die Augen offen auf der Suche nach einem Penner mit Hund.

Wenn ich ein Penner wäre, der sich gerade eine Flasche von dem guten Zeug besorgt hatte, wo würde ich sie hinschleppen? Nun ja, ich würde sie sofort trinken wollen, besonders dann, wenn ich Alkoholiker wäre. Mir wäre auch wichtig, ungestört zu sein, wenn ich das gute Zeug gerade trinke. Die Flasche würde nicht die Runde durch die Zeltstadt machen.

Es müsste also irgendwo in der Nähe sein, wo es kühl ist und wo Bullen nicht auftauchen würden. Ich blieb stehen und suchte wieder die Gegend ab. Nördlich befand sich eine High-School, im Süden nette einstöckige Wohnhäuser. Keine der beiden Richtungen war pennerfreundlich.

Ich ging weiter in Richtung Westen. Ich war nahe dran, ich spürte es. Irgendwo hier in der Nähe leerte ein Penner seine Flasche. Geschützt vor neugierigen Blicken.

Zwischen einer Autolackiererei und einer Chemischen Reinigung bog ich rechts in eine Gasse ab, die zu einem Parkplatz führte, der fast leer war und auf dem ganz sicher keine Penner herumlungerten. Ich ging zurück zum Fußweg, blieb stehen und ließ meinen Blick erneut umherschweifen, wischte den Schweiß von der Stirn... und sah dann etwas Erfolg versprechendes.

Am Ende der Straße befand sich eine Baustelle, ein halb fertiges Einkaufszentrum. Ein verlassener toter Ort, um-

geben von einem mickrig aussehenden Maschendrahtzaun, der mehr als schief stand.

*Sehr pennerfreundlich.*

Ein paar Schweißtropfen später hatte ich die Baustelle erreicht und ging an dem schräg stehenden Zaun entlang, bis ich eine Lücke fand, die groß genug war, dass sich ein Kerl meiner Statur hindurchzwängen konnte. Ich stieg über verteilt herumliegende Kanthölzer, vermied geschickt einen hervorstehenden Zimmermannsnagel und ging hinüber zu dem halb fertigen Gebäude.

Hier holte ich mein neues glänzendes Spielzeug hervor. Hundepfeifen sind dem Menschen immer noch ein bisschen rätselhaft. Oder zumindest rätselhaft für mich. Du bläst in dieses verdammte Ding hinein und nichts, außer einer Menge heißer Luft, kommt heraus. Aber Hunde spitzen die Ohren. Da fragt man sich schon, was sie vielleicht noch hören können, und wir nicht.

Mit der Sonne im Zenit und einer kleinen Brise Luft, die sich ihren Weg über den Schutt und die überall auf der Baustelle umherliegenden Steine bahnte, führte ich die schmale Pfeife an meine Lippen und blies sie so kräftig, wie ich konnte.

Ich hörte natürlich nichts, aber als ich mit dem Pusten aufhörte, kam prompt die Reaktion. Hunde von scheinbar überallher fingen an zu bellen. Und wie.

Aus dem Hundekonzert, das von Wuffs aus tiefster Kehle bis hin zu schrillen Jaultönen reichte, stach ein einzelnes Bellen aus den übrigen heraus. Es war tief, leise und bedacht: Nicht annähernd so energiegeladen wie so manches der anderen. Es war das Bellen eines alten Hundes und es kam direkt aus dem Inneren des halbfertigen Einkaufszentrums.

\* \* \*

Die tragende Konstruktion des Gebäudes war fertig und einige Trockenbauwände schon eingebaut. Ich duckte mich unter einem niedrig hängenden Querbalken und trat in den kühlen Schatten des unfertigen Bauwerks. Der Geruch nach Sägespänen hing drückend in der Luft, zusammen mit noch etwas anderem: Urin.

Es war außerdem fast stockdunkel. Mist. An die Hundepfeife hatte ich gedacht, aber nicht an eine Taschenlampe. Mist und nochmal Mist. Aber wer konnte vorhersehen, dass ich über eine halb fertige Baustelle kriechen würde?

*Vorbereitet sein ist alles, King.*

Während ich mir im Geiste die Notiz machte, eine kleine Taschenlampe zu kaufen, die an meinen Schlüsselbund passte, wartete ich darauf, dass sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, unterstützt von den Sonnenstrahlen, die schräg durch die vielen Ritzen und Spalten des unfertigen Bauwerks fielen. Meine eigene persönliche Laser-show. Staubpartikel bewegten sich durch die Lichtstrahlen. Hier drinnen schien das geschäftige L.A. eine Million Meilen entfernt zu sein oder nie existiert zu haben. Ich befand mich in einer seltsamen Welt aus schräg einfallendem Licht, Querbalken und Betonplatten und mit nichts außer meinem eigenen schwerfälligen Atem, um die Stille zu füllen. Ein höllischer Ort, eine Flasche allein zu trinken, wenn Alleinsein die Absicht war.

Endlich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, obwohl gewöhnen vielleicht etwas zu optimistisch klang. Weniger blind kam wohl der Wahrheit näher.

Jedenfalls blies ich noch einmal in die Pfeife, und erneut fingen die Hunde in meiner Nähe an zu bellen; diesmal nicht so viele und auch nicht so heftig. Außer einer. Der bellte in der Tat ohrenbetäubend und mit viel mehr Energie als vorher. Er hätte das Dach zum Einstürzen gebracht,

wenn es eins gegeben hätte. Es kam von tiefer drinnen im Gebäude.

Tiefer drinnen bedeutete nicht besser, sondern noch dunkler.

*Na großartig.*

Ich bewegte mich vorsichtig durch die immer finsterner werdenden Schatten. Je weiter ich vordrang, desto häufiger bellte der Hund. Während ich mich vorsichtig über den mit Schutt übersäten Boden bewegte, indem ich mich an den für die Wände eingebauten Rahmenprofilen entlang tastete, machte ich mir über Splitter und Nägel Gedanken und wie ich von einem riesigen Hund mit riesigen Zähnen zerfleischt werde.

Jede Menge beängstigender Gedanken.

Ich bog um eine Ecke und da, auf einem vom Sonnenlicht beschienenen schmutzigen Flecken Beton, saßen ein Mann und sein Hund. Der Mann trug einen schmutzigen blonden Pferdeschwanz, der Hund hatte jede Menge Zähne, schwarzes Zahnfleisch und aufgestellte Rückenhaare. Der Mann drehte jetzt den Kopf in meine Richtung und versuchte zu erkennen, wer da aus dem Schatten trat.

»Sind Sie'n Freund?«, fragte er.

»Ja.«

Er nickte, tätschelte seinen Hund, der sich sofort beruhigte, aber ein gelegentliches Knurren nicht abstellen wollte. »Ich weiß nicht, was mit ihm los ist. Das macht er sonst nie.«

Ich beschloss, die Hundepfeife nicht zu erwähnen. »Vielleicht mag er keine alten Männer.«

»Nee, Dusty mag jeden, es sei denn, jemand will mir etwas antun.«

»Ich bin nur gekommen, um ein paar Fragen zu stellen«, sagte ich.

»Sind Sie von der Polizei?«

»Nee!«

Er grinste und tätschelte den Betonboden neben sich.  
»Dann holen Sie sich mal 'nen Stuhl, mein Freund, und lassen Sie uns einen heben.«

## 26. KAPITEL

Es gab hier natürlich keinen Stuhl. Meine Augen waren immer noch dabei, sich umzustellen. Wir standen in einer Ecke, die nach meiner Vorstellung eines Tages der Warteraum eines Zahnarztes sein würde, komplett mit alten Magazinen, unbequemen Möbeln und zerbrochenem Spielzeug für Kinder, die viel zu viel Zucker zu sich nahmen.

»Heiß heute«, begann ich.

»Aber kühl hier drinnen«, sagte er.

»Und dunkel.«

Er grinste. Ihm schien das mit dem Dunkel am besten zu gefallen und ich machte ihm daraus keinen Vorwurf. Ein Penner konnte hier drin gut untertauchen, wenigsten bis die Bauarbeiten weitergingen. Er sah schlecht aus, selbst für einen Penner. Seine eingesunkenen Wangen waren dunkle Höhlen und sein langes blondes Haar war furchtbar dünn. Es schien sogar in ganzen Büscheln auszufallen. Scheiße, vielleicht war er am Sterben. Er trank noch ein paar Schlucke Schnaps. Das Geräusch, wie der Alk in der Flasche rumplatschte, wurde durch den engen, kleinen Raum noch verstärkt.

»Ich heiße Aaron«, sagte ich.

»Milton«, sagte er und nahm einen großen Schluck Whiskey. »Ich heiße Milton und bin am Sterben.«

»Das tut mir leid.«

»Dass ich Milton heiße oder dass ich sterbe?« Er lachte und schlug sich dabei so kräftig mit der Hand aufs Knie,

dass eine Staubwolke explodierte, die in den schräg einfallenden Sonnenstrahlen nach oben stieg.

»Milton ist ein guter Name«, sagte ich und trat näher an ihn ran. Dusty knurrte wieder ein bisschen, als ich das tat, aber nicht sehr intensiv. Ich holte einen Keks raus und packte ihn aus. Dusty hörte sofort auf zu knurren und wedelte stattdessen mit dem Schwanz. Erst kommt das Fressen und dann die Moral.

»Darf ich?«, fragte ich Milton. »Machen Sie, was Sie wollen, Kumpel.«

Dusty, die Promenadenmischung, hatte eine Menge Golden Retriever in sich. Außerdem brauchte sie ein Bad und ohne Zweifel fehlten ihr auch alle Impfungen. Ich brach ein Stück vom Keks ab und warf es ihr rüber, und prompt fing sie es noch in der Luft – obwohl es doch hier drinnen echt dunkel war. Sie warf ihren Kopf zurück wie ein Schreikranich und schlang das Stück ohne groß zu kauen runter. Was wohl wäre, wenn ich ihr meine Uhr rüber werfen würde? Wie auch immer, Dustys wache, glühende Augen lagen auf mir, bereit für mehr Kekse oder was ich ihr sonst noch zuwerfen würde. Ich beschloss, meine Uhr doch lieber zu behalten.

»Brauchen Sie Kohle?«, fragte Milton plötzlich und griff in eine Tasche, die in den verschiedenen Lagen seiner Klamotten versteckt war. Erstaunt beobachtete ich, wie er eine Handvoll Geldscheine rausholte, ein paar davon abzählte und sie mir hinhielt. »Wir könnten alle ein bisschen extra Kohle brauchen, mein Freund. Ich hatte heute einen guten Tag. Hier, nehmen Sie's, kaufen Sie sich was zum Essen.«

Ich war sehr gerührt. »Nein danke Milton, vielen Dank.« Er hielt die Scheine noch einen Moment lang, zuckte dann die Schultern und schob sie wieder zurück in seinen Lagen-Look. Ich war mir ziemlich sicher, dass die Kohle nicht in der gleichen Tasche landete, aus der sie stammte. Milton

hatte schon die halbe Flasche ausgetrunken. Wenn er noch nicht besoffen war, dann sicherlich recht bald. Wenn ich vorher noch Antworten wollte, dann musste ich mich ranhalten.

»Haben Sie schon mal bei Trader Joe's eingekauft, Milton?«, fragte ich. Er antwortete nicht gleich. Stattdessen nahm er wieder einen großen Schluck aus der Flasche und hielt sie danach mir hin. Die Versuchung war groß, aber ich blieb hart. Er zuckte die Schultern und stellte die Flasche auf den Betonboden neben sich. Das Geräusch von Whiskey, der in der Flasche vor und zurück schwappte, gab ein hohles Echo und schien in diesem kleinen, unfertigen Raum lauter als es wirklich war. Milton, da war ich mir sicher, wurde von Minute zu Minute besoffener. Ich brach erneut ein Stückchen Keks ab und warf es rüber zu Dusty. Diesmal fing sie es nicht, nahm es dann aber vom Boden auf.

»Milton, haben Sie schon mal bei Trader Joe's eingekauft?«, fragte ich noch einmal.

»Wo?«

»Trader Joe's«, sagte ich geduldig.

»Ich sterbe«, erwiderte er.

»Tut mir leid, das zu hören.«

»Ich habe Krebs. Ich kann genau hier fühlen, wie er mich auffrisst.« Er deutete unter seinen linken Arm und mein erster Gedanke war Bauchspeicheldrüsenkrebs, aber was wusste ich schon davon?

»Ich sehe zu, dass Sie Hilfe kriegen«, sagte ich.

»Ich brauche keine Hilfe«, sagte Milton. »Ich will sterben.«

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und ich sah deutlich, wo sein Haar ausfiel. Ich sah auch Schorf und verschiedene Wunden. Er schien vor Kurzem verprügelt worden zu sein.

Oder er war gefallen. Oder hatte irgendeine Seuche oder so. Es gab eine Zeit in meinem Leben, da hätte ich das hier nicht tun können, da hätte ich das nicht getan. Mich mit einem Penner auf einer vergessenen Baustelle zu unterhalten, Bakterien, Irrsinn und was weiß ich noch ausgesetzt. Aber damals war ich ein anderer Mann. Andere Gewohnheiten, andere Wünsche, andere Ängste. Jetzt war mir nur wichtig, meinen Job zu machen und ihn gut zu machen – und Miranda zu finden und sie sicher zu ihrer Mutter zurückzubringen. Was immer dazu nötig war, und selbst wenn es bedeutete, hier zu sein, auf einer unfertigen Baustelle mit einem vergessenen Mann und einem Hund, dessen Appetit man nicht ignorieren konnte.

Ich warf noch ein Stück Keks rüber. Milton und ich schwiegen. Er hielt immer noch seine Seite und verzog das Gesicht dabei. Der Geruch nach Urin war hier drinnen stärker. Ich nahm an, dass der Geruch von Milton selbst kam.

»Milton«, sagte ich, wiederholte dann seinen Namen noch mal lauter, bevor ich seine Aufmerksamkeit hatte. »Milton, wann waren Sie zuletzt bei Trader Joe's?«

Er nickte. »Als ich das Mädchen sah.«

Überrascht schnappte ich nach Luft. Luft, die gesättigt war vom Geruch nach Sägespänen und Hund. »Wer war das Mädchen?«, fragte ich.

»Das schönste Mädchel, das ich jemals gesehen habe. Gab mir fast meinen Lebenswillen zurück.«

»Sie wird vermisst, Milton. Irgendwas Schlimmes ist ihr zugestoßen. Irgendwas sehr Schlimmes.«

Milton schüttelte seinen Kopf und hörte gar nicht mehr auf, ihn zu schütteln. Und ich konnte in dem funzeligen Licht des unfertigen Raumes das Flehen in seinen wässrigen Augen sehen. Dusty rückte näher zu ihm und stieß ihn an. »Ich hab' ihr nichts getan«, sagte er.

»Haben Sie gesehen, was ihr passiert ist, Milton?«

Er begann, an seinem Hals zu zerren. Vielleicht hatte er auch da Krebs, an seinem Hals.« Ich hab ihr nicht weh getan. Sie war doch viel zu hübsch, um ihr weh zu tun. Ich wollte sie nur ansehen.«

»Also sind Sie ihr im Laden gefolgt?«

Er nickte. »Hätten Sie auch gemacht, Kumpel. So hübsch. Langes braunes Haar.« Er schien betrunken. Seine Worte wurden undeutlich. Ich schien seine Aufmerksamkeit zu verlieren.

Dann begann er heftig zu weinen, und im selben Moment, wie auf ein Zeichen, begann Dusty zu heulen und warf dabei ihren Kopf zurück wie ein Bluthund. Ich liebe Bluthunde.

»Ich sterbe«, sagte er wieder und flennte. Seine Worte waren kaum noch verständlich.

»Tut mir leid, Milton.«

»Ich hätte sie so gern einmal berührt.«

»Haben Sie sie berührt?«

Er schüttelte seinen Kopf und weinte jetzt noch stärker. Dusty heulte dazu und leckte ihm die salzigen Tränen ab. Verdammte Scheiße.

»Sind Sie ihr nach draußen gefolgt, Milton?« Er hörte mich nicht. Ich wiederholte die Frage.

»Ja«, sagte er schließlich.

Mein Herz hämmerte jetzt. Der leere Raum war mit einem Mal zu eng. Ich schluckte schwer und wünschte mir, ich hätte eine Flasche Wasser mitgebracht. Zur Hölle, selbst der Whiskey sah jetzt richtig gut aus.

»Was ist draußen passiert?«, fragte ich, ich drängelte ihn, um seine Aufmerksamkeit zu halten.

Er hörte plötzlich auf zu weinen und sah zur Seite, seine

Augen glänzten. Sie waren nass und blickten ins Nichts. »Er hat sie mitgenommen.«

In der plötzlichen Stille war auch Dusty ruhig und sah zwischen uns hin und her, als wolle sie fragen, was passiert sei. Ich hatte auch keine Ahnung.

»Wer hat sie mitgenommen, Milton?«

Als er erneut sprach, klag seine Stimme hohl und war kaum zu verstehen. »Ein Mann. In einem Lieferwagen.« Er lachte und weinte abwechselnd.

»Welche Farbe hatte der Lieferwagen?«

»Weiß.«

»Und wer hat ihn gefahren, Milton?«

»Ein Mann«, sagte er wieder. »Hässlich wie die Sünde, Löcher in seinem Gesicht.«

»Löcher?«, fragte ich. »Pockennarben?«

»Ja, genau.«

»Hat sie sich gewehrt?«, fragte ich. »Hat er sie gezwungen, in den Wagen einzusteigen?«

»Weiß ich nicht, Mann. Als ich um die Ecke kam, war sie schon drin.«

»Sah sie ängstlich aus, Milton?«

Er schüttelte sein verfilztes Haar. »Weiß ich nicht, Mann. Ich weiß es nicht.«

Ich stellte ihm noch mehr Fragen – alle, die mir einfielen – aber Milton hatte eindeutig keine Ahnung, wohin sie gefahren wurde oder warum sie in dem Lieferwagen war oder wer der Mann gewesen war. Als er dann richtig im Rausch versank, legte ich die übrigen Kekse auf den Boden neben ihn, streichelte Dustys Kopf und ging.

»Ich sterbe«, sagte er hinter mir.

»Tut mir leid«, erwiderte ich und ging raus.

## 27. KAPITEL

Das Los Angeles Philharmonic Orchester hat seinen Sitz im Stadtzentrum von Los Angeles, in der berühmten Walt Disney Concert Hall. Die Konzerthalle selbst, ein neomodisches Wunder neo-expressionistischer Architektur, die im Grunde mit surreal am treffendsten beschrieben wäre, wird gern als Kulisse verwendet: Von Iron Man bis zu den Simpsons, von Werbespots bis hin zu populären Podcasts. Das Gebäude, das ein bisschen Ähnlichkeit mit einer in Raum und Zeit gefrorenen Ozeanwelle hat, rühmt sich seiner mit Laser ausgestatteten rostfreien Stahltäfelungen und seiner endlos langen, beweglichen Wände, die sich der Schwerkraft zu entziehen scheinen und sämtliche Vorstellungskraft übersteigen. Nun, zumindest die meine.

Ich war jetzt dahin zu einem Konzert unterwegs und schon ziemlich spät dran. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren, während ich zum hundertsten Mal Mirandas Polizeiakte durchgelesen hatte, in der Hoffnung irgendetwas zu finden, was hervorstach, etwas, was die Polizei vielleicht übersehen hatte. Aber ich konnte nichts finden. Jedenfalls noch nicht. Auch der für einen Sommer ungewöhnlich starke Regenguss war nicht hilfreich. Fünf Minuten Regen aus allen Kannen und zwei höllisch laute Donnerschläge. Meine Katze bekam Todesängste und die erschreckten Hunde der Nachbarschaft fingern wie wild an zu kläffen. Als wäre das noch nicht genug, verstopfte der kurze Regenguss die Figueroa Avenue in null Komma nichts, was wiederum ein-

mal bewies, dass Autofahrer in L.A. keine Ahnung haben, wie man bei Regen fährt.

Frustriert und gereizt bog ich auf einen angrenzenden Parkplatz, blechte neun Dollar, die ich nie wiedersehen würde, und eilte eine steile Nebenstraße hinauf. Steil hieß, für meine alten Knie.

Wie man sich vielleicht vorstellen kann, war der Abend kühl und feucht zugleich. Ich trug Jeans und ein Flanellhemd. Nicht gerade das, was die Philharmonic-Elite von L.A. für die erste Wahl hält, aber zufällig kannte ich die Präsidentin. Ich wusste auch, dass öffentlich bekannt gegeben wurde, dass das L.A. Phil tatsächlich das Tragen legerer Kleidung begrüßte, um ein breiteres Publikum anzulocken.

Nun, dem kam ich natürlich mit dem größten Vergnügen nach. Die Hälfte meines Lebens hatte ich mich in Schale werfen müssen. Jetzt war Flanell genau das Richtige für mich. Das muss der Junge vom Lande sein, der in mir steckt.

Und dort, gleich neben der Glaseingangstür, elegant in einen Wollmantel mit Pelzkragen gekleidet, stand mein Freund. Mein weiblicher Freund. Sie hieß Grace und sie war auch die bereits erwähnte Präsidentin des L.A. Philharmonic Orchester. Das bedeutete, dass sie die Reichen und Berühmten hoferte und damit ihren Lebensunterhalt verdiente. Für mich hieß das freie Eintrittskarten. Sie war jung, Anfang vierzig, blond und süß. Sie war auch mit einem Ex-Football-Spieler verheiratet, und betrachtete mich als eine Art Großvater. Damit konnte ich leben. Schließlich war ich ja auch Großvater. Jedenfalls hatte ich ihr vor ein paar Jahren geholfen, ihren ausgebüchsten Sohn wiederzufinden. Seitdem bekomme ich Freikarten für's Phil.

Zugegeben, ich gab die Karten meist an andere weiter, da diese arrogante Kulisse einfach nicht meinem Stil ent-

sprach. Außerdem ist Kammermusik schwerer Tobak. Zugegeben, ich war ein Fan von fast aller Musik. Bach und Mozart gefallen mir wirklich: Besonders, wenn ich in einem Fahrstuhl festsitze. Aber ein ganzes Konzert davon durchzustehen, ist für mich eher die Frage, wie schnell ich schnarchend auf die Lehne des Sitzes vor mir aufschlagen werde.

Als Grace mich bemerkte, löste sie sich aus einer kleinen Menschentraube, umarmte mich innig und gab mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Du kommst spät«, sagte sie. Dabei zupfte sie an den Schultern meines Flanellhemdes herum und wischte ein paar Fusseln ab. Ich hatte die Fusseln gar nicht bemerkt. Grace war eine Sauberkeitsfanatikerin. Ich eher nicht.

»Was meinst du damit?«, fragte ich.

»Ich denke, wenn du früher gekommen wärst, wäre das echt mal eine Neuigkeit gewesen.«

»Stimmt.«

Sie gab mir mein Ticket und führte mich hinein. Grace schien jeden zu kennen. Alle paar Sekunden hielt sie an, schüttelte jede Menge Hände, umarmte die, die es wert waren, und im Allgemeinen sah sie so aus, als ob sie die Chefin dieses Ladens wäre, was sie ja zufällig auch ist.

»Warum also ausgerechnet heute Abend?«, fragte sie, während wir den Fahrstuhl nach oben betraten. »Alle meine anderen Einladungen hast du ausgeschlagen.«

»Ich mag indische Volksmusik.«

»Unsinn«, sagte sie.

»Nun ja, jemand muss sie doch mögen.«

Sie lachte. »Raffi ist in der Tat weltberühmt.«

»Das garantiert doch schon sein Name.«

Sie drückte meinen Arm und kuschelte sich fast an mich.

Flanell hat diese Wirkung auf Frauen. Ihr Parfüm roch gut. Ihre Haut war makellos. Ihre Gesichtszüge waren schmal und scharfkantig, ihre Augen groß, rund und tiefblau.

»Ganz zu schweigen davon, dass Raffi und ich am selben Tag Geburtstag haben«, fügte ich hinzu.

»Das ist ein Zeichen«, sagte sie. »Du glaubst doch so an Zeichen.«

»Zeichen sind wichtig«, sagte ich. »Sie bedeuten etwas. Das ist etwa so, als ob das Universum selbst zu dir spricht.«

»Oder Gott«, sagte sie.

Ich nickte. »Oder Gott.«

Wir stiegen aus dem Fahrstuhl. Sie schob mich durch einen kurzen Tunnel, wo wir uns zu einer kleinen Schar von Theaterbesuchern gesellten. Ein Platzanweiser prüfte die Karten und wollte gerade unsere in seine Hand nehmen, als er Grace sah, die Königin der Bosse. Er geriet ins Schlucken, lächelte und trat dann einen Schritt zur Seite, um uns durchzulassen.

»Hey, er hat meine Karte gar nicht geprüft«, sagte ich.

Grace drückte meine Hand und zog mich hinter sich her durch eine Rundbogentür in den großen Konzertsaal. Sie ging ein paar Reihen nach vorn und glitt dann in eine Reihe der Sitze, die für das Management reserviert waren. Wir saßen nicht ganz in der Mitte, aber fast. Die Leute bezahlten immerhin eine ordentliche Stange Geld für die mittleren Sitze.

Oh, und wie groß er war. Großer Gott. Der Große Saal war riesig und doch elegant. Die Gegensätzlichkeit zwischen der kalten metallischen Außenschale und dem weichen Holz im Innern des Saales mit seinen geschwungenen Balkonen und Brüstungen könnte nicht frappierender sein. Da das L.A. Phil mit Disney-Kohle gebaut wurde, war es natürlich mit dem Fluch belegt, wie eine Karikatur auszu-

sehen. Ein Beispiel: Die abgehängte hölzerne Decke sollte einen stilisierten Schiffsrumpf darstellen, nur dass sie eher aussah wie etwas, was Jack Sparrow in Fluch der Karibik befehligt hätte. Oder die elegante Orgel hinter der Bühne, die mit ihren hoch aufragenden Messingpfeifen zweifellos ein prachtvolles Meisterwerk moderner Kunst war, trotzdem sie so aussah, als wäre sie die größte Pommes-Tüte der Welt. Absichtlich oder nicht, für einen Big Mac von McDonalds würde ich jetzt glatt jemanden töten.

»Die wirkliche Frage«, sagte Grace, nachdem wir unsere Plätze eingenommen hatten, »besteht doch darin, wie man die Zeichen interpretiert.«

»Sind wir immer noch bei diesem Thema?«

»Ja. Irgendetwas scheint dich beunruhigt zu haben, Aaron. Vielleicht musstest du dich zu etwas entscheiden. Und mittendrin in all deiner Unentschlossenheit taucht plötzlich ein berühmter Sitar-Spieler auf, der auf den Tag genau mit dir Geburtstag hat. Und jetzt bist du hier und hoffst, dass Gott zu dir spricht und dir den rechten Weg weist. Und alles, was du tun musst, ist den Zeichen zu folgen.

»Bist du nun fertig?«

»Aber habe ich denn nicht recht?«

»Vielleicht.«

»Was quält dich, Aaron King«, fragte sie mich. Ihr Griff an meinem Arm wurde fester. Sie verhielt sich immer sehr körperbetont.

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber ein kleiner Mann mit einem langen, grauen Pferdeschwanz näherte sich Grace, umarmte sie fest, schwatzte mit ihr ein bisschen und verduftete wieder. Sie machte sich nicht die Mühe mich vorzustellen. Er schien auch kein besonderes Interesse für mich zu hegen.

»Sag schon«, sagte sie. »Was quält dich.«

Ich holte tief Luft, hielt den Atem an, holte noch einmal tief Luft, hielt erneut den Atem an und wagte es dann einfach: »Ich denke darüber nach, wieder ins Musikgeschäft einzusteigen«, sagte ich.

»Ah«, sagte sie und lächelte süffisant. »Du warst ja früher mal Sänger. Das hast du, glaube ich, ein oder zwei Mal erwähnt, als du völlig betrunken warst. Und als ich dich dann später danach fragte, warst du gar nicht davon angetan, dass ich das wusste.«

»Ja, na klar, das ist eine Ewigkeit her.«

»Und am gleichen Tag, an dem du mit dieser Entscheidung ringst, bekommst du per E-Mail von mir eine Einladung zu diesem Konzert.«

»Jeder hasst Alleswisser.«

»Und als aufmerksamer Detektiv, der du stets bist, bemerkst du rein zufällig die Ähnlichkeiten der Geburtstage und hältst das für ein Zeichen Gottes«, sagte sie. »Und jetzt bist du hier.«

»Du redest zu viel«, sagte ich. »Selbst für 'ne coole Braut.«

Sie lächelte mich wieder an. »Was hast du denn früher am häufigsten gesungen? War es Rock oder Country?«

»Indische Volksmusik«, erwiderte ich.

Sie sah mich an. »Du möchtest nicht darüber reden, stimmt's?«

»Nein, noch nicht.«

Als wahrer Freund ließ sie das Thema fallen und drückte stattdessen wieder meinen Arm. Ich mag das.

Während die Lichter im Saal langsam ausgingen, bat der Ansager in seiner angenehm klingenden tiefen Baritonstimme die Gäste, das Fotografieren zu unterlassen und die Handys abzuschalten. Und da er uns so nett bat, stellte auch

ich mein Handy ab und unterließ das Fotografieren, auch wenn meine Versuchung groß war.

\* \* \*

Am Ende des Abends, nach zwei Stunden traditioneller indischer Volksmusik, fällte ich die Entscheidung über meine Musik.

*Gott, steh mir bei, ich habe eine Entscheidung getroffen.*

## 28. KAPITEL

**D**r. Vivians Brillenrahmen waren breiter als ihr Kopf, was ihr schmales Gesicht noch schmalere erscheinen ließ. Ich mochte ihr schmales Gesicht. Und ich mochte ihre große Brille. Ich mochte die ganze Frau, und zwar sehr.

»Ich finde Sie sehr attraktiv«, sagte ich. Wir hatten die halbe Sitzung hinter uns und ich fand sie heute besonders ansprechend, besonders ihre großen, blauen Augen.

»Sie versuchen abzulenken«, sagte sie. Wenn sie sprach, verzog sie keine Miene. Falls mein Kompliment sie überraschte, ihr gefiel oder ihr Angst machte oder so, man konnte ihr nichts ansehen.

»Ihre Schönheit ist niemals Ablenkung vom Thema.«

»Sehr charmant, Mr. King, aber meine Schönheit oder angebliche Schönheit steht hier nicht zur Debatte«, erwiderte sie.

»Abgesehen davon finden Sie mich nicht attraktiv, nicht wirklich.«

»Tue ich nicht?«

»Nein, tun Sie nicht.«

Das gab mir zu denken. Das Licht einer Lampe, die weiter entfernt auf einer Ecke ihres Schreibtisches stand, warf eckige Schatten auf ihr kantiges Gesicht. Kantig oder nicht, ich war sicher, dass ich sie schön fand. Und sagte es auch.

»Es wird Übertragung genannt«, sagte sie.

»Übertragung?«

»Ja, das ist die Situation, wenn ein Patient starke Gefühle für seinen Therapeuten entwickelt.«

»Das ist Ihnen schon früher passiert?«, fragte ich.

»Sehr oft.«

»Ach so«, erwiderte ich. »Und es hat nichts damit zu tun, dass Sie hübsch sind?«

Sie legte ihren Kopf schräg. Als sie das tat, fingen ihre übergroßen Brillengläser das Lampenlicht ein, reflektierten es zehnfach und blendeten mich voll. Ich übertreibe natürlich, um das zu beschreiben.

Sie sagte: »Auf der Straße, Mr. King – das heißt in der realen Welt – würden Sie mich nicht zweimal ansehen.«

»Und da sind Sie sich sicher?«

»Ja. Besonders Sie nicht, einer, der die Wahl hatte unter den schönsten Frauen der Welt.«

»Und dazu gehören Sie nicht?«, fragte ich.

»Ganz sicher nicht«, erwiderte sie.

»Darf ich mir erlauben, Ihnen nicht zuzustimmen?«

Sie sah mich lange und unbewegt an. Ich hätte nicht mal sagen können, ob sie atmete.

»Mr. King, Sie sehen sich einer Frau gegenüber, die Ihnen geduldig zuhört, die Ihnen hilft, mit Ihnen arbeitet, Zeit in Sie investiert und Sie ohne Wertung annimmt. Ich stehe hier für all die Menschen in Ihrem Leben, die Sie lieben sollten, es aber nicht taten.«

Ich nahm einen tiefen Atemzug.

»Das hilft mir jetzt gerade nicht.« Sie lehnte sich zurück. »Mr. King, akzeptieren Sie, dass ich nicht Ihr Typ bin und es auch niemals sein werde und dass Sie für mich viel zu alt sind. Also schlagen Sie sich das aus dem Kopf.«

»Aua, das tat weh.«

»Tja, das Leben ist hart«, erwiderte sie.

»Aber Sie mögen mich doch wenigstens ein bisschen, oder?«

Widerstrebend musste sie grinsen und das Licht der Lampe fing sich an ihren hübschen kleinen Vorderzähnen.

»Lassen Sie uns zum Thema zurückkehren, Mr. King.«

»Sieh' an, wir wechseln das Thema.«

»Ja, das tun wir«, sagte sie.

»Schön«, sagte ich. »Aber haben Sie denn gar keine Fragen mehr an mich?«

»Was meinen Sie?«

»Sie haben erst vor wenigen Tagen herausgefunden, dass Ihr Patient in Wirklichkeit Elvis Presley ist und sie haben nichts weiter darüber wissen wollen.«

»Na ja, wir sind hier nicht meinetwegen«, sagte sie.

»Sie sind ganz schön beherrscht«, erwiderte ich.

»Mr. King, so außerordentlich ihre Geschichte auch ist und so interessant Sie auch sein mögen, und wie viele Geschichten ihr Leben auch enthält, ich habe hier meine Arbeit zu machen. Sie bezahlen mich dafür, dass ich Ihnen helfe – und nicht dafür, dass ich mich wie ein ruhmtrunkener Teenager benehme.«

»Und? Sind Sie von meinem Ruhm erschlagen?«

Sie sah mich jetzt direkt an, was angebracht war, da der Rahmen ihrer Brille quadratisch war. »Mr. King, ich sehe Sie als einen Mann mit vielen und ernsten Problemen. Mein Job ist, Sie durch diese Probleme zu begleiten.«

»Na dann viel Glück«, sagte ich.

»Nein«, sagte sie, »ich wünsche Ihnen viel Glück.«

»Ich bin also nicht in Sie verliebt?«, fragte ich noch mal nach.

»Nein, tut mir leid.«

»Auch nicht ein bisschen?«

»Auch das glaube ich nicht.«

»Schade.«

## 29. KAPITEL

Ich saß in einem Donut-Laden auf der Glendale Avenue zusammen mit Detective Colbert. Es war früh am Morgen und die Sonne war herausgekommen, und mit ihr viele Penner, die schon sehr aktiv an den umliegenden Kreuzungen beim Betteln waren.

»Lassen Sie mich das mal klarstellen«, sagte Colbert. »Der Penner sieht sie also in einem Lieferwagen?«

»Ja.«

»Und ist der Penner ein glaubhafter Zeuge?«

»Er ist ein Trinker und stirbt. Seine eigenen Worte.«

»Aber Sie glauben ihm?«

»Ich denke schon. Ja.«

»Der Penner folgt also dem Mädchen durch den Laden und dann nach draußen zum Parkplatz, wo irgend so'n Typ sie mit seinem Lieferwagen aufliest.«

»So ungefähr, in Kurzform«, sagte ich.

»Am Steuer sitzt ein bedrohlich aussehender Kerl«, sagte Colbert.

»Mit Pockennarben.«

»Pockennarben wirken bedrohlich«, sagte Colbert.

»Ein bedauernswertes Klischee«, sagte ich.

Der Donut-Laden war überraschenderweise brechend voll. Durch das große Glasfenster sah ich auf der anderen Straßenseite auf dem Gehweg vor einem Vons Supermarkt ein Zeltlager der Obdachlosen, das aus einem Dutzend randvoll gefüllten Einkaufswagen bestand, auf die man

Pappen und Decken aufgebracht hatte. Eigentlich machte das Gebilde einen ziemlich stabilen Eindruck. So stabil, dass es beinahe unzutreffend war, die darin Wohnenden als obdachlos zu bezeichnen. Auf die eine oder andere Art war es sicherlich ein vollständiges Zuhause, mit Zimmern und Korridoren und so. Wie der Traum eines jeden Kindes von einer Burg.

»Ich nehme an, unser Freund hat das Kennzeichen nicht aufgeschrieben«, sagte Colbert.

»Nein.«

»Konnte er die Farbe des Lieferwagens erkennen?«

»Weiß.«

»Hersteller und Modell?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur, dass er keine Fenster hatte.«

»Ein Lieferwagen?«

»Würde ich tippen.«

»Großartig«, sagte Detective Colbert. »Ich werde meinen Leuten sagen, dass sie nach einem weißen fensterlosen Lieferwagen Ausschau halten sollen, der von einer finsternen, pockennarbigem männlichen Person gefahren wird, der möglicherweise oder auch nicht unsere Jungfrau in Nöten als Geisel im hinteren Wagenteil gefangen hält.«

»Vergessen Sie nicht, dass sie offenbar aus freien Stücken eingestiegen ist.«

Das musste er erst einmal durchkauen. »Sie kennt also den Kerl?«

»Würde ich tippen.«

»Sie ist also einverstanden, ihm überallhin zu folgen, wohin er sie auch bittet. Sie steigt ein, mit Einkaufsstüte und so.«

»Es muss ihr ziemlich wichtig gewesen sein«, sagte ich.  
»Da einzusteigen und ihr eigenes Auto zurückzulassen.«

Er nickte.

Ich knabberte an einem einfachen Donut herum, während Colbert ein Schinken-Käse-Croissant aß. Ich war der Auffassung, dass man, wenn man in einen Donut-Laden geht, auch einen Donut essen sollte und nicht ein Croissant. Dazu tranken wir beide fettfreie Milch.

»Wie kommt es, dass Sie nur einen einfachen Donut essen?, fragte er mich.

»Ich achte auf mein Gewicht.«

»Warum?«, fragte er.

»Ich bin heute zum Vorsingen im Pussycat.«

»Als was?«

»Als Sänger.«

»Ein singender Detektiv?« Er musste über seinen eigenen Scherz grinsen.

»Und haben Sie's drauf?«

»Wir werden sehen«, sagte ich.

Ich beendete meinen Donut und nahm einen Schluck fettfreier Milch aus dem Pappbecher. Beim Öffnen hatte ich den Becher völlig verunstaltet, deshalb trank ich aus einer ramponierten Öffnung. Colbert schien an seinem Croissant die reinste Freude zu haben. Während er mit mir sprach, wanderten seine Augen unablässig über die Menschenmenge im Inneren des Ladens. Typisch Polizist, jederzeit seine Umgebung im Auge behaltend. Das tat ich auch, nur nahm ich die Sache nicht ganz so ernst.

»Woher wissen wir, ob Milton der Penner sie nicht selbst umgebracht hat«, sagte Colbert. »Und ihre Leiche auf der Baustelle vergraben hat.«

»Wissen wir nicht«, sagte ich.

»Aber Sie glauben das nicht.«

»Ich glaube das nicht«, sagte ich.

»Sind Ihre Instinkte wirklich so gut, wie man sagt?«, fragte er.

»Manchmal sogar noch besser«, erwiderte ich.

»O.K.«, sagte er. »Na schön, ich werde meinen Jungs sagen, sie sollen auf einen geheimnisvollen weißen Lieferwagen achten, wenn es weiter hilft. Arbeiten Sie eigentlich immer noch an diesem Fall?«

»Ja.«

»Gut«, sagte er und erhob sich. »Ich kann Sie gebrauchen. Sie machen Ihren Job gut. Was ist Ihr nächster Schritt?«

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Willkommen im Club.«

## 30. KAPITEL

Ich fuhr auf dem Hollywood Boulevard nach Westen. Der graue Himmel der letzten Tage war verschwunden und wurde jetzt durch etwas Heißes und Gemeines ersetzt, das von oben herab schien. Da die Klimaanlage des Cadillacs irgendwann während der Zeit Präsident Carters aufgehört hatte zu funktionieren, fuhr ich mit weit geöffneten Fenstern. Zur Hölle, so heiß, wie es war, würde ich auch ohne Türen fahren, wenn ich könnte.

Der Wind zerrte an meinem gefärbten Haar. Ich hatte meine Sonnenbrille auf und fand, ich sah so cool aus, wie es nur geht. Vielleicht sogar noch cooler!

Ich kannte Hollywood und ich kannte es gut, weshalb ich mich entschloss, hier meine Tage zu beschließen. Ich hatte hier viele Filme gedreht, hatte viele schöne Erinnerungen daran. Auch Bittere, aber die Schönen überwogen. Und mit all den Spinnern in L.A. nahm ich an, dass ich hier gut untertauchen könnte, was ja bisher auch gut geklappt hatte.

Ich hatte das Radio an und mein Ellenbogen hing aus dem Fenster. Ich bevorzugte die Golden Oldies aus den 50ern und 60ern. Woran das wohl lag? Im Augenblick hatte ich den Sender K-Earth eingestellt und Chuck Berry machte seinen Groove.

Während ich fuhr, begleitete ich den Rhythmus des Songs, indem ich auf das heiße, dünne Metall der Autotür schlug. Ich sang sogar ein bisschen mit, obwohl ich mir vorgenommen hatte, damit aufzuhören, selbst wenn ich allein war.

Und als ich nun mitsang, entdeckte ich, dass sich mei-

ne Oberlippe im Mundwinkel kräuselte. O.K., das musste wirklich sofort aufhören.

Ich fuhr an Grauman's Chinese Theater vorbei und alle Freaks waren draußen. Auch die Cartoon-Helden und Doppelgänger. Spiderman ließ sich grade mit einem älteren asiatisch aussehenden Paar fotografieren. Das Paar sah so glücklich aus wie möglich. Ein Marylin-Double warf einem vorbeifahrenden Auto eine Kusshand zu, und dann schickte sie mir auch eine. Ich zwinkerte ihr zu, sie zwinkerte zurück. Sie war ein sehr gutes Double.

Und hier, seine Arme um ein attraktives junges Paar geschlungen, Gesichter schneidend für die Kamera, war ein Elvis-Double. Er war fett und seine dicken Koteletten waren viel zu groß. Er trug 'ne Pilotenbrille und meinen weißen Strass-Overall aus den 70ern.

*Jesus, was habe ich mir damals bloß dabei gedacht?*

Ich fuhr an Grauman's vorbei und bog nach rechts, dann den Sunset Strip hoch. Jetzt war Jonny Cash auf Sendung und ich schwelgte in Erinnerungen an den Mann und seine Frau June.

Es war noch früh am Tag und der Verkehr noch dünn, aber das würde sich gegen Abend ändern. Ich fuhr am »Whiskey A-Go-Go«, dem Comedy-Club vorbei, am »Rainbow Room« und da, zwischen einem Porno-Buchladen und einem chinesischen Take-Out Imbiss lag das Pussycat, das einem der Originalmitglieder der Stray Cats gehörte.

Das Pussycat Theater, das sich vornehmlich an ein Publikum um fünfunddreißig und älter wendete, hatte heute Vorsingtermine anberaumt für den Job eines neuen Lounge-Sängers. *Elvis Presley, Lounge-Sänger der besonderen Art.*

Ich parkte den Caddie in einer Seitenstraße, stellte den Motor ab und blieb schwitzend und nachdenklich noch für ein paar Minuten auf dem Fahrersitz sitzen. Ich fragte mich

noch mal, ob ich das wirklich tun wollte. Ob ich das ganz sicher tun wollte.

Ich war mir recht sicher. Eigentlich sogar sehr sicher. Es fiel mir sogar sehr schwer, mich hier inmitten schöner Häuser und den weltbekannten Clubs des Sunset Strip zu erinnern, warum ich hier überhaupt raus gewollt hatte.

Eine Entscheidung, die ich vor langer, langer Zeit getroffen hatte.

Ich trommelte mit den Fingern auf das heiße Lenkrad, das jede Minute heißer wurde. Schweiß stand auf meiner Stirn. Auf der Bühne war mir immer so heiß geworden, dass mir die Soße nur so runter lief. Aber ich liebte die Bühne. Ich arbeitete hart daran, gut zu sein. Niemand hatte mir das nehmen können.

Ja, ich war mir sicher, ich wollte wieder singen. Aber war die Gefahr nicht zu groß, entdeckt zu werden? Ein Problem war, dass meine Singstimme schon recht eindeutig ist, vielleicht zu eindeutig. Aber hatte sie sich nicht über die Jahre verändert? Meine Sprechstimme hatte sich jedenfalls verändert zu einer tieferen und raueren.

Autos fuhren an mir vorbei, gefolgt von Wolken heißer Luft und Staub. Jemand öffnete die Tür des Pussycats gegenüber und Livemusik donnerte heraus, was ja Sinn machte, schließlich waren sie mitten im Vorsingen.

Wenn ich vielleicht davon absah, meine eigenen Songs zu singen und dafür irgendwas anderes und... bei allem, was mir heilig war, unbedingt darauf achtete, meine Oberlippe nicht zu kräuseln, würde es vielleicht klappen.

*Und wenn nicht? Nehme an, dem stellen wir uns, wenn es soweit kommen sollte. Ganz schön großes Risiko.*

Ich trommelte noch ein bisschen weiter. Schweißperlen rannen von meinen Augenbrauen. Ich schloss die Augen und sah wieder die Menschenmengen, die Tränen und das

Lachen. Entschlossen atmete ich tief ein, öffnete die Tür, schlüpfte vom heißen Ledersitz und kreuzte die Straße zum Pussycat.

Ich hatte einen Vorsingtermin. *Elvis* hatte ein Vorsingen.

Wenn das nichts war.

**Elvis Presley** hat seinen Tod nur vorgetäuscht. Er ist inzwischen 74 Jahre alt und führt nach massiven Gesichtsoptionen ein bescheidenes Leben als Aaron King. Er ist fast pleite und wohnt in einem kleinen Apartment in L.A. Zum Glück erweist er sich als talentierter Privatdetektiv. Er wird angeheuert, einen rätselhaften Vermisstenfall aufzuklären. Ein junges aufstrebendes Filmsternchen scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.

Und während Elvis der Sache auf den Grund geht, trifft er auf allerlei zwielichtige Gestalten: Einen sterbenden Penner mit Hund, einen Zwilling mit einem sehr dunklen Geheimnis und einen anrühigen Hollywood-Filmproduzenten.

Stück für Stück setzt er das Puzzle zusammen, und ganz nebenbei bereitet er sein Comeback vor. Am Schluss findet er sich auf der Bühne von einer Person überrascht, mit der aufzutreten der King of Rock in seinen kühnsten Träumen nicht gerechnet hätte.

Das Buch ist eine Hommage an die klassischen Detektivromane a la Raymond Chandler, Dashiell Hammett, Erle Stanley Gardner, Ross MacDonal und Robert B. Parker.



J. R. Rain arbeitete als Privatdetektiv, bevor er sich entschied, Berufsschriftsteller zu werden. Seit 2009 wohnt er mit Hund Sadie in der Pacific Northwest Region in den USA. Er hat bisher rund 40 Bücher veröffentlicht.

Credit /  
©: Leo Lopez

Bucheinband.de  
Printed in Germany 2013  
www.elviselebt.com.de

ISBN: 978-3-938293-33-1  
EUR 12,90